

Astrid Ackermann, Herzog Bernhard von Weimar. Militärunternehmer und politischer Stratege im Dreißigjährigen Krieg, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2023, 477 S., 4 farb. Abb. (Bibliothek Altes Reich, 34), ISBN 978-3-11-070191-3, DOI [10.1515/9783110701913](https://doi.org/10.1515/9783110701913), EUR 79,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Markus Meumann, Erfurt/Gotha

Wie kaum ein anderer bewaffneter Konflikt der neueren Geschichte war der Dreißigjährige Krieg durch das Agieren mehr oder weniger unabhängiger Kriegerunternehmer gekennzeichnet, die auf eigene Kosten Truppen für eine kriegführende Macht warben und diese meist auch selbst befehligten. Obwohl dieser Umstand seit langem bekannt ist und einen festen Platz in der Historiografie des Dreißigjährigen Krieges einnimmt, hat sich die deutschsprachige Geschichtswissenschaft doch über viele Jahrzehnte schwer damit getan, dem durch eine breitere Erforschung des Phänomens Rechnung zu tragen¹ – im Vordergrund entsprechender Überlegungen und Darstellungen stand meist allein die Figur Wallensteins, der gewissermaßen Pars pro Toto das Geschäft mit dem Krieg verkörperte. Erst mit der zunehmenden »Privatisierung« der Kriegführung seit der Jahrtausendwende, die dem Dreißigjährigen Krieg zusätzliche Aufmerksamkeit als »Analyserahmen und Vergleichsfolie« (Herfried Münkler) der sogenannten »Neuen Kriege« des 21. Jahrhunderts verschaffte, und somit fast 50 Jahre nach Fritz Redlichs wegweisender Studie *The German Military Enterpriser and His Work Force* (1964/65), hat die herausragende Bedeutung des Kriegerunternehmertums im Dreißigjährigen Krieg (und darüber hinaus) endlich die verdiente Aufmerksamkeit der Forschung gefunden.

Bislang dominierten dabei allerdings Längs- und Querschnittstudien sowie prosopografische und strukturgeschichtliche Ansätze;² hinsichtlich der Geschichte einzelner Akteure ist man dagegen nach wie vor fast durchweg auf ältere Darstellungen angewiesen.³ Demgegenüber wählt Astrid Ackermann in ihrer vorliegenden Studie bewusst einen biografischen Zugang und wendet sich mit Herzog Bernhard

¹ Der britische Historiker Geoffrey Parker hat demgegenüber bereits in seiner 1987 auch auf Deutsch erschienen Darstellung *The Thirty Years War* (1984) auf die strukturelle und quantitative Bedeutung des Kriegerunternehmertums hingewiesen.

² Vgl. zuletzt: Philippe Rogger, André Holenstein (Hg.), *Officers, Entrepreneurs, Career Migrants, and Diplomats: Military Entrepreneurs in the Early Modern World*, Leiden 2024.

³ Eine Ausnahme ist Walter Krüssmanns ebenfalls biografisch angelegte Studie über Ernst von Mansfeld (2010).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

von Weimar einem der schillerndsten und zugleich wohl dem erfolgreichsten selbstständig und auf eigene Rechnung agierenden Kriegsunternehmer der protestantischen Seite zu. Die Entscheidung, sich Bernhards Wirken als Heerführer in einer biografischen Perspektive anzunehmen, findet ihre Begründung indes weniger in dessen Erfolg oder herausragender militärischer Bedeutung, sondern vor allem darin, dass es sich bei dem Weimarer – anders als bei Wallenstein und den meisten anderen auf allen Seiten aktiven Heerführern und Kriegsunternehmern – um den Spross eines der vornehmsten Fürstenhäuser des Heiligen Römischen Reiches handelte, nämlich der ernestinischen Linie des Hauses Wettin. Diese hatte 1547 bekanntlich die Kurwürde an den albertinischen Zweig abtreten müssen, was, wie Ackermann zeigt, eine, wenn nicht die Hauptantriebskraft hinter Bernhards Karriere als einer der erfolgreichsten und am längsten aktiven »large-scale military enterpriser« (Redlich) des Dreißigjährigen Krieges war. Denn Bernhard, der 1604 als elfter Sohn des Weimarer Herzogs Johann III. und seiner Frau Dorothea Maria von Anhalt geboren wurde, folgte in seinem militärischen Engagement letztlich zunächst einmal nur dem Vorbild seiner älteren Brüder Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm, die 1619 auf Seiten des zum böhmischen König gewählten Friedrich V. von der Pfalz in den Krieg gezogen waren.

Der dynastische Aspekt spielt in der Studie eine zentrale Rolle. Dies ist bis zu einem gewissen Grad sicher dem Entstehungskontext derselben – der Friedrich-Schiller-Universität Jena, an der sie 2017 als Habilitationsschrift angenommen wurde, und dem dortigen langjährigen Forschungsinteresse an den Ernestinern – geschuldet, hat seine Berechtigung aber durchaus in der Sache selbst. Denn wie Ackermann bereits im Forschungsüberblick zeigt (der deswegen mit Goethe, Herder und Schiller beginnt), spielte Bernhard für die Memoria insbesondere der Weimarer Linie, aber auch des ernestinischen Gesamthauses gerade in der Zeit des Fürstenbundes 1785–1791 eine herausragende Rolle. So ließ Herzog Carl August, der »selbst als neuer Bernhard titulierte« (358) wurde, im Weimarer Schloss ein repräsentatives Bernhard-Zimmer anlegen. Doch schon die Rückführung des Leichnams nach Weimar 1655 wurde dort sowie in Gotha, wo seit 1643 Bernhards Bruder Ernst regierte, mit großem Aufwand und landesweiten Trauergottesdiensten begangen. Darüber hinaus wurden die Taten des Herzogs sowie sein Kampf für den Protestantismus und das »Vaterland« in zahlreichen Druckschriften gewürdigt, nicht zuletzt aus dem Kreis der Fruchtbringenden Gesellschaft, in die Bernhard 1620 unter dem Namen »Der Austrucknende« aufgenommen worden war (55). Im 19. Jahrhundert entwickelte sich daraus die Deutung Bernhards als kleindeutsch-protestantisch-nationaler Held. Diese Lesart fand schließlich einen letzten Widerhall in der Weimarer Ausstellung zu seinem 300. Todestag im Jahr 1939.

Zwischen der Einleitung und dem letzten, der Memoria gewidmeten Kapitel entfaltet Ackermann das Leben des Herzogs, vom Aufwachsen im »festungsartigen« (33) Schloss Hornstein in Weimar, das zum Zeitpunkt von Bernhards Geburt eben erst zur



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Residenz der Ernestiner geworden war, bis zu seinem frühen Tod am 18. Juli 1639. Der eher kurzen Ausbildung des jungen Herzogs an der ernestinischen Landesuniversität Jena sowie am Coburger Hof seines Onkels Johann Casimir folgten die ersten militärischen Engagements im Dienst der protestantischen Heerführer Georg Friedrich von Baden-Durlach und Ernst von Mansfeld 1622 sowie bald darauf der Generalstaaten und des dänischen Königs Christian IV.; dazwischen hielt sich Bernhard immer wieder in Weimar auf und erfuhr eine höfische Sozialisation, u. a. als Mitglied der »Académie des parfaits amants«, einer Schäfergesellschaft. Die Hoffnung auf eine (in seinen Augen) angemessene Beteiligung an den Einkünften des elterlichen Herzogtums erfüllte sich jedoch nicht. Den Ausweg aus der wenig verlockenden Perspektive, ein Leben als nicht regierender jüngerer Bruder zu führen, eröffnete Bernhard der Eintritt in das Heer des Schwedenkönigs, dem er sich als einer der ersten deutschen Fürsten anschloss. Nach dem Tod Gustav Adolfs bei Lützen im November 1632 konnte er nicht nur die bislang von diesem besetzte »Stelle des protestantischen Helden« (68) einnehmen, sondern im Sommer 1633 auch die Landesherrschaft im (aus eroberten katholischen Territorien gebildeten) Herzogtum Franken, dessen Verwaltung er seinem knapp drei Jahre älteren Bruder Ernst übertrug. Nach der Niederlage der Schweden unter Führung Bernhards und Graf Gustav Horns bei Nördlingen im August 1634 nahmen die Kaiserlichen allerdings keine zwei Monate später Würzburg ein, und Anfang 1635 fand die Weimarische Herrschaft in Franken mit der Übergabe der Feste Marienberg ihr Ende.

An diesem Punkt hätte sich Bernhard von Schweden abwenden und wie sein Bruder Wilhelm IV. und die meisten anderen deutschen Protestanten dem Prager Frieden beitreten können, zumal ihm der Kaiser weitreichende territoriale und finanzielle Angebote machte. Bernhard zog es jedoch vor, sich mit seinem Heer in den Dienst der französischen Krone zu stellen, die 1635 selbst in den Krieg eintrat; am 26. Oktober d. J. erfolgte der Abschluss eines entsprechenden Bündnisvertrages, in dem der französische König dem Herzog als Gegenleistung für die Truppenstellung die Herrschaft über das Elsass in Aussicht stellte. Die Weimarische Armee agierte nunmehr als eine »Privatarmee« (152) im Dienste Frankreichs, zunächst allerdings mit militärisch durchaus überschaubarem Erfolg. Und auch Bernhard, der sich 1636/37 zweimal selbst an den französischen Hof begab, haderte mit seinem Dienst für Frankreich und lotete nebenher andere Bündnisse aus, u. a. mit England. In diesen Zusammenhang gehören auch diverse Heiratspläne u. a. mit dem Haus Rohan, Pfalz-Zweibrücken und der Tochter des 1632 verstorbenen »Winterkönigs« Friedrich V. von der Pfalz. 1638 allerdings gelang der Weimarischen Armee mit der Einnahme der Festung Breisach ein bedeutender Sieg für Frankreich, der Bernhard dem Ziel der Errichtung einer Landesherrschaft im Elsass ein gutes Stück näherbrachte und dementsprechend breiten Raum in der Darstellung einnimmt (211–268). Sein Tod ein Jahr später machte diese Bemühungen jedoch zunichte; seine Armee – deren Unterhalt und Versorgung sich ein eigenes, die personellen Netzwerke und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

finanziellen Verbindungen v. a. in die Schweiz und nach Lyon beleuchtendes Kapitel widmet (269–307) – wurde nach längeren Verhandlungen und dem Erwägen alternativer Optionen schließlich von Frankreich übernommen.

Das selbstständige Agieren Bernhards nach 1634/35 und seine Weigerung, nach der Niederlage bei Nördlingen dem Prager Frieden beizutreten, hat, so Ackermanns Fazit, den Krieg zweifellos verlängert; insofern hat der Weimarer, der wohl als der letzte (weitgehend) autonom agierende Kriegsunternehmer des Dreißigjährigen Krieges gelten kann, an dessen Dauer nicht unerheblichen Anteil (364). Dafür wiederum war – neben den generellen strukturellen Bedingungen der Kriegführung, die ihrerseits zur Verlängerung des Krieges beitrugen – ganz wesentlich das dynastisch motivierte Streben Bernhards nach einer eigenen Territorialherrschaft verantwortlich, wobei sein Bezugsrahmen trotz seines Misstrauens und seiner Feindschaft gegenüber dem Kaiser bezeichnenderweise immer das Reich blieb. Der Weimarer stellt also gleich in mehrfacher Hinsicht eine Ausnahmeerscheinung unter den überwiegend dem niederen Adel entstammenden Kriegsunternehmern des Dreißigjährigen Krieges dar.⁴ Nicht zuletzt dies lässt die Entscheidung, sich ihm in einem biografischen Zugang zu nähern, gerechtfertigt erscheinen, obwohl es – worauf Ackermann im Verlauf der Arbeit wiederholt hinweist (15–16, 183, 370) – infolge der Quellenlage letztlich nicht möglich ist, dem Protagonisten gewissermaßen auch menschlich näher zu kommen und seine Beweggründe unmittelbar sichtbar zu machen. Ungeachtet dessen erlaubt es der durchgängige Blick auf Repräsentation und Memoria des Herzogs der Verfasserin, seinen mutmaßlichen Antrieb überzeugend und plausibel herauszuarbeiten.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁴ Zur Bedeutung niederadliger Netzwerke für das Kriegsunternehmertum des Dreißigjährigen Krieges siehe jetzt Andreas Flurschütz da Cruz, *Der Krieg der Anderen. Venedig, die deutschen Reichsfürsten und die Anfänge internationaler Subsidienprojekte in der Frühen Neuzeit*, Paderborn 2024.

Jon Balserak, Geneva's Use of Lies, Deceit, and Subterfuge, 1536–1563. Telling the Old, Old Story in Reformation France, Oxford (Oxford University Press) 2024, 336 p., 2 b/w fig. (Oxford Studies in Historical Theology), ISBN 978-0-19-767230-3, USD 132,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Damian Domke, Heidelberg

Jon Balserak legt mit seiner Studie eine umfangreiche Untersuchung der Genfer Strategien zur Reformation Frankreichs in den Jahren 1536–1563 vor. Im Zentrum steht die These, dass Calvin und seine Mitarbeiter den Aufbau reformierter Gemeinden jenseits der Grenze bewusst durch Mittel der Täuschung, Verschleierung und Hinterlist betrieben (3). Ihr Ziel war es, im katholisch dominierten Frankreich zunächst unsichtbare Strukturen zu etablieren, um die evangelische Sache vor staatlicher und kirchlicher Verfolgung zu schützen (7). Balserak zeichnet Calvin dabei nicht als »unmoralischen« Agitator im Sinne älterer, stark von Polemik geprägter Calvin-Bilder – etwa bei Stefan Zweig –, sondern als religiösen Strategen, der sämtliche Mittel für legitim erachtete, wenn es darum ging, Christi Reich in Frankreich zu verwirklichen. Krieg und Täuschung erscheinen in diesem Kontext als Instrumente eines heilsgeschichtlich verstandenen Auftrags (15).

Ein besonderes Gewicht legt der Autor auf die Einordnung in den Forschungsstand. Aufbauend auf den grundlegenden Arbeiten von Irena Backus, bietet Balserak einen differenzierten Überblick über die Entwicklung der Calvin-Bilder von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart. Er weist überzeugend nach, dass sich die frühe, polemisch geführte Diskussion auch in die wissenschaftliche Forschung hinein verlängerte und das Bild Calvins als moralisch fragwürdigen Reformator bis heute prägt (46–47), auch wenn sich ein deutlich differenzierterer Blick längst etabliert hat. Hervorzuheben ist die breite Rezeption sowohl der frankophonen Calvin-Forschung, etwa Denis Crouzets, als auch der prägenden deutschsprachigen Calvin-Interpretationen von Oscar Pfister bis Karl Barth. Der Forschungsüberblick überzeugt als eigenständiger Beitrag: Er dient nicht nur als Einführung in Balseraks Fragestellung, sondern zugleich als hilfreiche bibliografische Ressource für künftige Studien.

Das dritte Kapitel bietet eine weit ausholende ideengeschichtliche Kontextualisierung zu Lüge, Dissimulation und Täuschung von der Antike bis zur Frühen Neuzeit. Zwar gelingt es Balserak, zentrale Linien der Diskussion aufzuzeigen, insbesondere die Charakterisierung der Frühen Neuzeit als »Zeitalter der Dissimulation« (79), doch hätte eine straffere Darstellung ausgereicht. Dass Autoren wie Origenes zwar in den Überschriften



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

erscheinen, im Text selbst aber nicht besprochen werden, trägt zudem nicht zur Klarheit bei. Stärker gelungen ist die differenzierte Auseinandersetzung mit der frühneuzeitlichen Semantik von *dissimulatio* und *simulatio*, die Balserak in Anschluss an Zagorin und Cavaillé als kaum trennbar deutet.

Ein zentrales Einzelkapitel gilt Calvins Widmungsbrief an Franz I. Balserak interpretiert den Text weniger als Verteidigung des Evangeliums, sondern als Versuch, Calvins Loyalität gegenüber dem König zu demonstrieren und seine wahren Absichten zu verschleiern (99). Dieser Ansatz ist originell, wirkt aber insofern verkürzt, als dass die deutliche Drohung Calvins an den König, Gott werde für die Verfolgung der Evangelischen Vergeltung üben, kaum in die Argumentation integriert wird. Hier bleibt Balseraks Lesart angreifbar und hätte eine ausführlichere Diskussion verdient, nicht zuletzt im Vergleich mit anderen Widmungsbriefen der Reformationszeit.

Besonders überzeugend sind die Analysen zur Genfer Organisationspraxis in den 1540er- und 1550er-Jahren. Die Einrichtung der Compagnie des Pasteurs sowie die Instrumentalisierung der Bourse des pauvres estrangers français zeigen anschaulich, wie systematisch Genf Ressourcen für die Evangelisierung Frankreichs bereitstellte (132). Balserak arbeitet plastisch heraus, dass Täuschung und Lüge nicht als moralisches Problem galten, sondern biblisch legitimiert wurden. Dasselbe galt jedoch nicht für die sog. Nikodemiten, die äußerlich vorgaben altgläubig zu sein, jedoch innerlich der Reformation anhängen. Deren Verstellung verurteilte Calvin unmissverständlich – ein spannender Gegensatz, den Balserak zu Recht betont (151–152).

Weitere Kapitel widmen sich den politischen Dimensionen, insbesondere Calvins Haltung zu den französischen Adelsoppositionen unter Franz II. und den Ereignissen um die Verschwörung von Amboise. Balserak zeigt, dass Calvin keineswegs grundsätzlich passiven Widerstand propagierte, sondern sehr wohl die Option eines von hochadeligen Führern – wie Antoine de Bourbon, duc de Vendôme – getragenen Aufstands in Erwägung zog (171–177). Mit Blick auf Catherine de Medicis Toleranzpolitik hebt der Autor hervor, dass die relative Duldung zugleich neue Gefahren für die reformierten Gemeinden schuf und Calvin zu schärferen Mahnungen an seine Anhänger veranlasste. Besonders gelungen ist die Analyse von Calvins Vorrede zu den Daniel-Vorlesungen, in der sich der Ton gegenüber früheren Schriften deutlich verschärft (221–228).

Das achte Kapitel, das sich dem ersten französischen Religionskrieg widmet, erweitert die Untersuchung um die Predigtpraxis Calvins. Balserak weist überzeugend nach, dass Calvin den militärischen Konflikt in eine heilsgeschichtliche Lesart einband, indem er die Hugenotten mit dem biblischen Haus Davids und die Altgläubigen mit dem Haus Sauls identifizierte (246). Auf diese Weise wird die Unterstützung des Krieges, vor allem in Form von Gebet und Kriegsdienst, nicht nur politisch, sondern vor allem geistlich



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

legitimiert. Der Befund ist insofern von Bedeutung, als er gängige Vorstellungen eines strikt friedfertigen Calvin nachhaltig korrigiert.

Stärken des Werkes sind die systematische Zusammenschau bisheriger Forschung, die klare Herausarbeitung der politischen Dimensionen von Calvins Wirken sowie die plastische Darstellung der Genfer Netzwerke. Kritisch anzumerken ist hingegen, dass die Perspektive fast ausschließlich von Genf ausgehend entwickelt wird. Die Sicht der katholischen Gegenseite auf die Genfer Aktivitäten in Frankreich, sei es in den Quellen des Adels oder der Sorbonne, wird kaum berücksichtigt. Auch der Verzicht auf systematische Arbeit mit den lateinischen Originaltexten, die häufig nur in Übersetzung angeführt werden, schmälert den philologischen Anspruch der Untersuchung. Hier wäre eine stärkere Einbeziehung der Originalsprache wünschenswert gewesen, um die Präzision der Argumente weiter zu sichern.

Methodisch überzeugt Balserak vor allem durch die konsequente Verbindung von politischer Geschichte und Theologie. Gerade die Analyse der institutionellen Strukturen in Genf zeigt, dass Reformation nicht nur als Ideen- oder Theologiegeschichte, sondern zugleich als ein höchst praktisches und organisatorisches Projekt verstanden werden muss. Der Autor betont zu Recht, dass Calvins Einfluss in Frankreich nicht ohne die Vielzahl an Mitarbeitern, Netzwerken und logistischen Maßnahmen denkbar gewesen wäre. Damit öffnet die Studie den Blick für die soziale und institutionelle Verankerung der Reformation, die oft hinter der Fixierung auf einzelne »große Männer« zurücktritt.

Insgesamt bietet Balserak eine gewichtige Neubewertung der Genfer Frankreichpolitik. Indem er Lüge und Verschleierung nicht als moralische Verfehlung, sondern als strategisch legitimierte Mittel der Reformation versteht, gelingt es ihm, das Verhältnis von Politik und Religion im Werk Calvins neu zu konturieren. Das Buch erschließt zwar überwiegend bekannte Quellen, bietet jedoch durch ihre systematische Zusammenführung in thematischen Zusammenhängen einen erheblichen Mehrwert. Die Studie stellt also eine wertvolle Ressource für die künftige Forschung dar und kann als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen zur Genfer Einflussnahme in den französischen Religionskriegen dienen. Sie wird nicht nur Calvin-Forscherinnen und -Forschern, sondern allen, die sich mit der politischen Kultur der Frühen Neuzeit beschäftigen, wertvolle Anregungen geben.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.112983](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.112983)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Claudia Bernardi, Viola Franziska Müller, Biljana Stojić, Vilhelm Vilhelmsson (ed.), Moving Workers. Historical Perspectives on Labour, Coercion and Im/Mobilities, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2023, 267 p., 9 col. fig. (Work in Global and Historical Perspective), ISBN 978-3-11-113651-6, DOI [10.1515/9783111137155](https://doi.org/10.1515/9783111137155), EUR 49,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Ritesh Kumar Jaiswal, Delhi/Bonn

Moving Workers presents an important intervention in global labour history by centring the intertwined dynamics of im/mobility and coercion. Rejecting simplistic binaries of mobility as freedom, immobility as stasis, it demonstrates that both are relational, contingent, and shaped by power. Mobility and immobility, alongside mobilisation and immobilisation, are shown to be co-constitutive within labour regimes. Using »rhythmanalysis«, the book reveals how mobility is not merely temporally and spatially structured, but layered within the social and economic relations that precede and follow it. Drawing on Linden's taxonomy on moments of coercion – entry, extraction, and exit – the collection frames coercion as dynamic and processual. It is not only brute force but a set of social practices, encompassing negotiation, resistance, and adaptation. The book challenges the »mobility bias« in labour history, urging a historicised and relational reading of im/mobility.

Gabriele Marcon's chapter examines the im/mobility of German-speaking miners in mid-sixteenth-century Medici Tuscany. High wages and social mobility lured German migrants, yet recruitment relied on a coercive network of advance-debt, contracts, and intermediaries. The advances enabled mobility but also immobilised miners in cycles of debt, obligation, and deductions. Harsh conditions, incarceration, and punitive inter-mine transfers exacerbated immobility. While local Tuscan labourers (hauliers, charcoal makers, carpenters, etc.) were bound to *corvée* duties, restricting their choice to work in family workshops and manufacturing in nearby towns, skilled German miners (e.g. Tegler and Glöggel) sometimes negotiated favourable terms, demanding profit shares, higher wages, and family benefits, blurring lines between autonomy and coercion. Marcon shows how choice and constraint co-operated, undermining any strict division between forced and voluntary migration.

Johan Heinsen traces Denmark's carceral transformations from the late sixteenth to the early nineteenth century. Prisons extracted extramural labour for building fortifications and ships, while aiming to »reform« the disposable workforce into productive subjects. Yet inmates repeatedly resisted through escapes and revolts, which prompted institutional responses: chained gangs,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

relocations, and eventually rasphouses, which were high-security prisons centred on discipline and rehabilitation through hard labour. Heinsen argues that inmates' resistance was shaped less by forced labour than by violations of prisoners' moral economy manifested through the supply of bad and less food, humiliation, and arbitrary punishment. This fostered camaraderie among »brothers in misfortune« and intensified resistance. By the early nineteenth century, prisons adopted features of modern penitentiaries, privileging »security and isolation« over production: labour became symbolic and surveillance paramount. He contends that the modern penitentiary in Denmark arose not from Enlightenment ideals but from the state's failure to subdue resistance.

Magnus Ressel explores how accounting practices enabled and legitimised the transatlantic slave trade. Through »prospectuses« (advertisements for investments) and the double-entry bookkeeping of Romberg's Belgian slaving firm, enslaved Africans were abstracted into line items – costed, anticipated for loss, and commodified. These practices normalised violence, embedded economic rationality into brutality, and fostered a »cognitive shift«: enslaved people became capital for a profitable venture. Accounting, in Foucauldian terms, functioned as a powerful disciplinary technology legitimising exploitation structures. Even Enlightenment-era texts, like Gomicourt's *Le Voyageur*, positioned slavery through the angle of national progress. Ressel challenges economic historians to confront the ethical implications of seemingly neutral tools like accounting in sustaining capitalist and colonial violence, which dehumanised labour and sustained slavery.

Vilhelm Vilhelmson and Emil Gunnlaugsson examine Iceland's internal passport-based labour regime under Danish rule, where the labouring poor: farm servants, fishermen, and the »masterless«, were forced into annual contracts unless holding tenancy or recognised occupations. The 1781 law, requiring passports for inter-district travel, was meant to stabilise rural labour and render it »legible« to the state. While elites were largely exempt, poor labourers, including women, were disproportionately targeted and immobilised. Enforcement, however, was inconsistent due to weather, hospitality norms, and administrative limits. Resistance took the form of forged documents, clandestine movements, and leveraging community ties. This »subversive mobility« revealed how workers contested immobilisation and navigated the »slow violence« or the structural harm imposed by prolonged coercion.

Müge Özbek analyses the constrained im/mobility of early twentieth-century female domestic workers from rural Anatolia in elite Istanbul homes. Police records and legal codes show how class, gender, and state power intersected to infantilise and immobilise women. Families negotiated their placements and intercepted wages, while employers cloaked servitude in the language of charity and benevolence. Laws criminalising



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»unaccompanied« lower-class women on the streets empowered a »gendered form of urban policing.« The police, as »stand-in patriarchy«, enforced curfews and cleansed the public spaces under fears of supposed immorality. Özbek argues that these women, caught between roles of daughter, servant, and wife, and overtly policed by the family, state, and law, were a captive domestic workforce whose mobility and sexuality were severely restrained. However, their escapes, though often thwarted, revealed agency and defiance against the totalising reach of patriarchal and state authority.

Aigi Rahi-Tamm examines Estonia's Sovietisation, focusing on collectivisation, land expropriation, and ideological coercion. Peasants' property was seized, enterprises were nationalised, and work became a political duty. Dissent was punished with mass deportations. Between 1940 and 1953, 70 000 Estonians, mostly women, children, and the elderly, hardly »dangerous criminals«, were exiled. Propaganda, fear, and deportations enabled 92 per cent of farms to be collectivised. The Estonians equated the Kolkhozes with serfdom, inefficiency, and rural poverty. Many resisted state surveillance and violence through hiding or voluntary exile, resulting in »self-dekulakisation«. In the post-Stalin era, many deportees who were allowed to return faced »double marginalisation« and »second deportation« as they were denied access to their former homes and land and stigmatised. This »biographical rupture«, Rahi-Tamm argues, constituted »the most painful and lasting memories« in the Baltic people's history. Yet, Estonian resistance against coerced im/mobility persisted in the form of innovative survival skills and cultural endurance.

Claudia Bernardi examines the Bracero Program (1942–1964) as a coercive regime where mobility and immobility jointly structured labour control, subjectivity, and value extraction. Every stage from recruitment to employment generated value through debts, bribes, forged documents, and waiting periods. Waiting times extracted value as workers were often hired locally; their necessities proliferated local economies, while employers benefited from a surplus labour pool and enhanced bargaining power. When hired, contracts and deportation threats immobilised workers, masking coercion as voluntarism. This regime commodified and valorised both mobility and stasis, producing compliant and docile subjects, and profits for mediating agencies from the existing structural vulnerabilities. Bernardi argues that immobility was productive in shaping labour subjectivities: aspirations, behaviours, and values. The Bracero Program thus redefined labour migration as a terrain of continuous im/mobilisation and value extraction.

Angelina Kussy shows Romanian women's im/mobility in Spain's care sector through a generational history of progressive dispossession. Under communism (1949–62), collectivisation replaced kinship relations and control over one's labour with imposed wage work as the only form of social reproduction. While under the neoliberal reforms from the 1970s–90s, conservative gender discourses repositioned women primarily as carers rather



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

than workers, and privatisation caused mass unemployment and erosion of the earlier social safety nets (e.g. pensions, maternity and child care benefits). Migration, thus, emerged as a survival mechanism. Yet while women moved physically, they remained socially and politically immobilised in undervalued care work. Caught in global »care chains«, Romanian women were an indispensable yet immobilised workforce, funding families and children's education back home while enduring precarity abroad. Kussy shows how historical dispossession and contemporary market forces intersected to produce »immobile global carers«, trapped by both im/mobility and obligation.

In his afterword, Thomas Nail offers a kinetic theory of history. Rejecting static, anthropocentric views, he sees culture as fractal and dissipative, mirroring natural systems, and driven by movement. Yet capitalism's hyper-acceleration distorts these patterns, causing ecocide and epistemicide. Positioning schismogenesis as central to cultural evolution, Nail argues that migrants embody fractal cultural production, which remains foundational yet marginalised. Coercion, in contrast, fixes or misdirects motion, as witnessed under colonialism and capitalism. Nail calls for understanding human societies through a planetary pluriverse perspective, one that abandons the mobility/immobility dichotomy and recognises all cultural forms as mixtures of movement and containment. This work and Nail's vision provide a conceptual base for future works to explore the pluriversalities embedded in the global histories of labour and migration beyond Europe's spatial-temporal and cultural frame.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ursula Caflisch-Schnetzler, Johann Caspar Lavater. 2: Beziehungsgenie. Autor und Freund, Basel (Schwabe Verlag) 2024, 342 S., ISBN 978-3-7965-5146-8, EUR 45,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Françoise Knopper, Toulouse

Sur les trois volumes de la biographie du célèbre théologien zurichois Johann Caspar Lavater qui sont prévus par la maison d'édition Schwabe, les deux premiers, signés Ursula Caflisch-Schnetzler, ont été récemment publiés: le premier, *Jugendjahre. Vom Wert der Freundschaft*, en 2023, et le deuxième, *Beziehungsgenie. Autor und Freund*, en 2024. Ce deuxième volume bénéficie de l'élégante mise en page et de la rigueur scientifique auxquelles Schwabe a habitué ses lecteurs: couverture rigide, illustrations nombreuses et d'excellente facture, 200 pages de texte suivies de 142 pages contenant des transcriptions de manuscrits, des notes fournissant des citations complémentaires et explicatives, sans oublier la bibliographie et l'index, indispensables étant donné le foisonnement des personnalités avec lesquelles Lavater avait eu des échanges épistolaires et/ou amicaux, ainsi que des graphiques mettant en évidence l'ampleur de ses réseaux (30-31). Deux axes sous-tendent cet ouvrage encyclopédique et en assurent la cohérence. Le rôle central de la correspondance, tout d'abord, en écho à la numérisation et l'édition historique et critique en cours, gigantesque entreprise co-portée par U. Caflisch-Schnetzler.¹ D'autre part, la problématique qui subsume les informations données, à savoir les qualités de Lavater en tant que «génie de la communication»: sa confrontation aux opinions d'autrui a fait partie de ses convictions anthropologiques, de son besoin d'empathie autant que de son altruisme, de son plaidoyer en faveur de l'émancipation et de l'indépendance intellectuelles – ce en quoi il se classe parmi les *Aufklärer* – et de sa foi dans les pouvoirs cognitifs de l'intuition et de la sensibilité – ce qui l'apparentait aux thèses de Herder et des Stürmer und Dränger.

Consacrant son premier chapitre au genre épistolaire en tant que support de communication par excellence, U. Caflisch-Schnetzler en souligne l'arrière-plan idéologique. À l'instar de Moses Mendelssohn et Johann Gottfried Herder, Lavater fut l'un des rares à percevoir la rupture épistémologique, philosophique et esthétique, que Johann Georg Sulzer apporta dans son *Kurzer Begriff aller Wissenschaften* en gommant la césure entre corps et âme: le reliant alors à son propre christocentrisme et au



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Ursula Caflisch-Schnetzler, Lavater vernetzt – Gelehrtenrepublik und Digital Humanities, in: Schweizerische Zeitschrift für die Erforschung des 18. Jahrhunderts, Vol. 11/2020, DOI [10.24894/xviii.ch.2020.11](https://doi.org/10.24894/xviii.ch.2020.11).

rôle primordial de l'incarnation de Dieu dans l'homme, Lavater applique ces considérations au processus de l'échange épistolaire. Il conçoit la lettre comme un genre particulier apte à rendre possible la »parousie« (33), la présence actuelle et physique de l'épistolier. Ce passage introductif prépare le lecteur à mesurer l'impact des interactions épistolaires décrites dans les chapitres suivants.

Cette biographie est structurée en fonction des étapes de la carrière professionnelle de Lavater à Zurich. Durant les années 1766–1769 le jeune théologien reste dans les traces de Johann Joachim Spalding, fait l'éloge de Johann Jakob Breitinger, bénéficie des recommandations de Zimmermann. Mais le décès de son ami Johann Felix Hess l'incite à développer ses idées sur l'au-delà et la vie après la mort, à se tourner vers la physicothéologie et à se pencher sur le Phédon de Mendelssohn et la palingénésie de Charles Bonnet. C'est à cette époque que le cercle de ses correspondants s'élargit, d'autant que la »discussion philosophique« (69) qu'il souhaitait entamer avec Mendelssohn a suscité chez les *Aufklärer* de l'embarras voire de l'incompréhension. Par ailleurs la manière dont il privilégiait l'âme et faisait abstraction de la résurrection des corps lui valut d'être soupçonné d'hérésie par le camp orthodoxe.

La période 1770–1773 est celle où Lavater est chargé de s'occuper des orphelins et d'assurer les prédications dominicales à la Waisenhauskirche. Dans son *Geheimes Tagebuch* il préconise de se familiariser avec son propre moi puisque Dieu a créé l'homme à son image et se rend ainsi visible en chacun. Cette introspection se place sous l'égide de l'*Aufklärung* car les actions morales se commentent au nom de la raison et conduisent à la vertu. En somme la christologie de Lavater ne se réduit ni au piétisme ni à la néologie ni au déisme.

Les années 1774–1775 sont marquées par un voyage en Allemagne qui scella le triomphe médiatique de Lavater et l'incita à persévérer dans ses efforts pour concilier raison et sentiments. C'est aussi le moment où est publié le premier volume des *Physiognomische Fragmente*, d'où ressortent sa vision holistique de la personnalité et encore et toujours son objectif d'être utile en démontrant la sagesse et la bonté du Créateur. Parmi les informations que contient la correspondance, on peut noter d'utiles précisions concernant l'implication du jeune Johann Wolfgang Goethe qui, pour sa part, restait hors du champ théologique.

L'examen des œuvres parues entre 1776 et 1778, par exemple les tomes 2 à 4 des *Fragments* et la pièce *Abraham und Isaak*, fournit à U. Caflisch-Schnetzler l'occasion de décoder diverses gravures de couverture. Ainsi celle du tome 4 montrant les représentants des quatre tempéraments réunis devant le tableau de la famille de Calas illustre-t-elle le principe de l'analogie et l'unité de la création. Sont rappelées dans ce chapitre quelques généralités sur l'identité des visages, les dédicaces, la polémique contre Georg Christoph Lichtenberg et sa »pathognomique«, traitée en sémiotique des



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

émotions et miroir des mondains alors que la »physiognomique« impliquait connaissance de la nature, recherche de la vérité, bonheur de l'humanité.

Enfin la période 1779–1785/86 est caractérisée par la grande charge de travail qu'impliquait la nomination du pasteur à Sankt Peter et par le succès rencontré tant auprès de ses auditeurs à Zurich – au grand dam de ses collègues qui lui reprochaient sa prédilection pour les sentiments au détriment de l'enseignement de la morale – qu'auprès des couples princiers et des aristocrates venus le voir, éminents visiteurs dont U. Caflisch-Schnetzler dresse une liste impressionnante.

Par ce chassé-croisé entre les œuvres de Lavater et sa correspondance, cette deuxième partie de sa biographie apporte donc un éclairage complémentaire et original à notre connaissance de ce personnage charismatique. Ce volume permet aussi de suivre et comprendre les méandres du compagnonnage amical qu'assurèrent entre autres Zimmermann, Breitinger, Sulzer, Goethe. Il fait enfin constater l'enthousiasme avec lequel ce communicant »génial« transmettait sa quête théologique et l'affichait avec d'autant plus de conviction qu'il croyait au bien-fondé du dialogue.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.112985](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.112985)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Normand Doiron, L'âme captive. Une histoire des traités de cour (XVI^e–XVII^e siècles), Genève (Librairie Droz) 2023, 256 p. (Cahiers d'Humanisme et Renaissance, 192), ISBN 978-2-600-06435-4, EUR 36,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christian Kühner, Freiburg im Breisgau

Die hier zu besprechende Studie des in Montreal lehrenden Romanisten Normand Doiron beschäftigt sich mit den Hofmannstraktaten des 16. und 17. Jahrhunderts, wobei ein deutlicher Schwerpunkt auf den französischsprachigen Texten dieses Genres liegt. Das Erkenntnisinteresse des Autors ist es dabei, anhand dieser Texte eine Art Psychogramm des frühneuzeitlichen Höflings zu entwerfen.

Das Buch beginnt mit einer Einleitung, in der zunächst ein Überblick über das verwendete Korpus an Hofmannstraktaten und über den Forschungsstand zu diesem Thema gegeben wird. Im weiteren Verlauf der Einleitung nimmt der Autor Bezug auf Michel Foucault und dessen Konzept der »arts de l'existence« oder »technologies de soi«, wobei Doiron vorschlägt, die Hofmannstraktate (die, wie er betont, Foucault nicht untersucht hatte, 28) in diese Kategorie einzuordnen (32).

Das erste Kapitel geht von Norbert Elias' Überlegungen zur Bedeutung des Zwangs am Hof aus und geht dann entsprechend dieser Thematik in frühneuzeitlichen Hofmannstraktaten nach. Dabei geht es Doiron – in der Nachfolge von Elias – nicht nur um den Hof als ein System äußerer Zwänge, sondern auch um die Selbstdisziplin, die ein Höfling, der erfolgreich sein will, erlernen muss. Das zweite Kapitel thematisiert das Genre der Trostliteratur und fragt nach den Beziehungen dieser Textgattung zum Hofleben. Das dritte Kapitel, das mit »Le parfait gentilhomme« überschrieben ist und damit den Titel eines Hofmannstraktats aufgreift, analysiert die Idee der Perfektion des Hofmanns.

Das vierte Kapitel ist mit »La servitude volontaire« überschrieben. Bereits der Titel verweist auf den wichtigen Umstand, dass Étienne de La Boéties *Discours de la servitude volontaire* eine zentrale Quelle für Doirons Buch ist und dessen Perspektive bestimmt. In Doirons Sicht unterwerfen sich die Höflinge am Hof nämlich einer freiwilligen Knechtschaft. Dieser freiwilligen Unterwerfung weist Doiron bereits weiter vorne, im ersten Kapitel, eine zentrale Bedeutung zu: »Cette »volonté de servitude« est l'acte originel qui structure le psychisme de l'homme et de la femme de cour, pour ne pas dire de l'homme et de la femme modernes« (61).

Das fünfte Kapitel erweitert die Materialgrundlage nun über die Hofmannstraktate hinaus, indem es die Thematik von Herrscher und Höfling in den Theaterstücken von Pierre Corneille untersucht; Doiron stellt dabei *Cinna* in den Mittelpunkt. Im sechsten Kapitel



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wird diese Linie weitergeführt, indem nun auch das Theater Jean Racines in die Untersuchung einbezogen wird; hier dient *Iphigénie* als Hauptbeispiel. Das siebte Kapitel greift wiederum ein neues Thema auf, und zwar dasjenige der Hoffnung. Sie ist laut Doiron diejenige Motivation, die die beschriebene Dynamik des Hoflebens zu erklären erlaubt. Die Höflinge, so das Argument von Doiron, unterwerfen sich den Zwängen des Hofes deswegen, weil sie von der Gunst des Herrschers reiche Belohnung erhoffen – die aber, so Doiron weiter, oft nicht eintrifft. Im achten und letzten Kapitel schließlich werden unter anderem Argumente aus Klassikern der Psychoanalyse und der Psychologie, nämlich Freud und C. G. Jung, einbezogen.

Doirons Buch ist für historisch Arbeitende keine einfache Lektüre. Sein Stil ist oft essayistisch, manchmal geradezu literarisch. Dazu passt, dass das Buch wenige Fußnoten hat und diese zudem weitgehend auf die Sekundärliteratur beschränkt sind; nicht wenige Quellenzitate im Text sind somit nur mit Autor und Titel belegt, nicht aber mit einer Seitenzahl, durch die sie aufzufinden wären. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis fehlt ganz.

Die Kombination aus der an Norbert Elias und Michel Foucault orientierten Interpretation mit Étienne de La Boéties Text als zentraler Schlüsselquelle für das Verständnis des Hoflebens führt zu einer letztlich recht holzschnittartigen Perspektive auf das Hofleben, in der die Höflinge als willfährige Knechte eines tyrannischen Herrschers erscheinen – der Begriff des Tyrannen spielt denn auch im Lauf der Darstellung eine wichtige Rolle, so im Kapitel über die »servitude volontaire« und in demjenigen über das Stück *Cinna* von Corneille. Doiron beschreibt, mit anderen Worten, den Hof als ein Zwangssystem, dem sich die Höflinge mit Haut und Haar unterwerfen müssen. Hier wäre eine stärkere Einbeziehung der neueren geschichtswissenschaftlichen Literatur hilfreich gewesen, die die Postulate von Norbert Elias inzwischen deutlich in Frage gestellt hat – zu nennen wären etwa die Arbeiten von Jeroen Duindam (*Myths of Power. Norbert Elias and the Early Modern European Court*, 1994) und von Leonhard Horowski (*Die Belagerung des Thrones. Machtstrukturen und Karrieremechanismen am Hof von Frankreich 1661–1789*, 2012). Diese Arbeiten zeigen deutlich, dass die Höflinge sich durchaus nicht bedingungslos der völligen Willkür des Herrschers ausliefern mussten.

Man mag natürlich als Gegenargument einwenden, dass es nicht die Aufgabe einer romanistischen Studie ist, den Blickwinkel der Geschichtswissenschaft auf ihren Gegenstand anzuwenden. Wenn der Gegenstand der Studie die Darstellung des Hoflebens in Traktaten und Theaterstücken ist, wird die Beschreibung und Deutung dieser literarischen Darstellung nicht dadurch falsch, dass das realhistorische Hofleben anders war. Allerdings darf man Doiron wohl doch so verstehen, dass es ihm nicht um eine rein textimmanente Lektüre literarischer Werke, sondern um eine kulturgeschichtliche Perspektive geht, die durchaus auch Aussagen über die reale höfische Gesellschaft machen will; und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dann wären neuere geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse
durchaus einschlägig gewesen.

Doirons Studie ist anregend, auch wenn sie – anders als viele
andere romanistische Arbeiten – an die Diskussionen in der
Geschichtswissenschaft methodisch nur schwer anschlussfähig ist.
Dennoch ist Normand Doiron eine interessante Reflexion über die
frühneuzeitlichen Hofmannstraktate gelungen.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.112986](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.112986)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Pascal Dupuy (dir.), De la création à la confrontation. Diffusion et politique des images (1750–1848), Mont-Saint-Aignan (Presses universitaires de Rouen et du Havre) 2023, 264 p., 79 ill. en coul. (Changer d'époque, 36), ISBN 979-10-240-1727-3, EUR 28,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christine Vogel, Vechta

Wie sehr visuelle Medien Politisierungs- und Polarisierungsprozesse auch über Staatsgrenzen hinweg anheizen können, kann man in unserer Gegenwart täglich und in Echtzeit verfolgen. Ähnliches lässt sich, wenn auch unter anderen medialen Bedingungen, für vergangene Epochen beobachten, und zwar ganz besonders in Zeiten von Umbruch und Revolution. Der vorliegende Band widmet sich der politischen Bildpublizistik im Zeitalter der Revolutionen und formuliert den Anspruch, besonders die Materialität von Diffusions- und Rezeptionsprozessen in den Blick zu nehmen. In seiner Einleitung situiert der Herausgeber Pascal Dupuy die neun Beiträge, die auf einen internationalen Studententag an der Université Rouen-Normandie zurückgehen, im Rahmen neuerer bild- und medienhistorischer Ansätze, die sich nicht allein mit der Ikonografie und Bildsprache visueller Medien befassen, sondern zunehmend Produktionsbedingungen sowie Verbreitungs- und Rezeptionspraktiken untersuchen und damit unter anderem das Problem der oft eher unterstellten als nachgewiesenen »Popularität« der politischen Bildpublizistik beleuchten.

Der erste Abschnitt des Bandes vereinigt fünf Aufsätze, in denen es vor allem um materielle Aspekte der Verbreitung von Bildern geht. Gervaise Brouwers untersucht Konjunkturen der Übernahme neuer Grafiktechniken, konkret Mezzotinto und Stahlstich, zwischen England und Frankreich im Kontext zeitgenössischer Kunstdebatten und Politik vom 17. bis ins 19. Jahrhundert. Sofiane Taouchichet widmet sich der Serienproduktion von Bildern als Verbreitungsmodalität in der Kulturindustrie des 19. Jahrhunderts und plädiert dafür, dies vor allem bei der Untersuchung von Satirestichen und -zeitschriften stärker als bisher zu berücksichtigen. Rolf Reichardt analysiert die länderübergreifende Zirkulation und Adaption von Bildmotiven als Indizien für breitenwirksame Rezeptionspraktiken und unterscheidet dabei zwischen 1789 und 1848 verschiedene Modi von Bildkopien. Wenn etwa findige Unternehmer während der Französischen Revolution besonders populäre Bildmotive auf Alltagsgegenständen wie Tabaksdosen, Knöpfen oder Fächern platzierten, dann ging damit eine »ikonische Reduktion« einher, die entscheidend zur Popularisierung »patriotischer« Bildmotive beitrug. Andere Mechanismen wirkten dagegen im 19. Jahrhundert bei schematisierten Bildkopien in Satirezeitschriften und illustrierter Presse. Kopien, so Reichardts übergreifende These,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

können ungeachtet historisch variabler Arten des Kopierens als Indikatoren für Beliebtheit und Massenerfolg bestimmter Bildmotive dienen. Dass viele wesentliche Praktiken politischer Agitation im Medium der Druckgrafik schon im vorrevolutionären Frankreich eingeübt wurden, zeigt Pierre Wachenheim in seinem Beitrag zur jansenistischen Bildpublizistik. Hunderte politisch subversive Porträtstiche und satirische Ereignisbilder zirkulierten während der Regierungszeit Ludwigs XV. als Illustrationen oder Frontispize in Flugschriften, Traktaten und Zeitschriften oder als Einblattdrucke und trugen dazu bei, die großen politisch-religiösen Konflikte dieser Zeit – Jansenismusstreit, Verbot des Jesuitenordens und die Auseinandersetzung zwischen Krone und Parlements – zuzuspitzen und anzuheizen. Während diese französische Bildproduktion weitgehend anonym blieb, sah Großbritannien am Ende des 18. Jahrhunderts mit James Gillray einen bereits zu Lebzeiten berühmten Karikaturisten. Tim Clayton untersucht in seinem Beitrag Gillrays Karikaturen während der Zeit der Französischen Revolution, wobei er den Blick vor allem auf die Verbindungen des Künstlers zu Verlegern und Druckern sowie auf sein Verhältnis zur Regierung Pitt richtet, aus deren Umfeld er ab 1796 mit Aufträgen versehen wurde. Zwar unterlag die Karikatur in dieser Zeit in Großbritannien keiner direkten Zensur, doch wie die Fallstudien von Clayton zeigen, gab es für Künstler wie Gillray gute (finanzielle) Gründe, sich mit wichtigen Akteuren der Regierung vor der Publikation von Karikaturen ins Benehmen zu setzen oder auch direkte »Anregungen« aufzugreifen.

Die Beiträge im zweiten Abschnitt des Bandes befassen sich mit verschiedenen Aspekten der französischen Bildproduktion im Kontext der Revolutionen des 19. Jahrhunderts. Jacqueline du Pasquier beschreibt die in royalistischen Kreisen der Restaurationszeit aufkommende Mode, Glasmedaillons oder Vasen unter Nutzung einer damals entwickelten speziellen Technik mit Porzellanporträts von Mitgliedern der Königsfamilie zu verzieren. Charles-Éloi Vial stellt sich die Frage, weshalb in französischen Karikaturen zur Julirevolution von 1830 erstmals Tiere, insbesondere Kleinwild, als revolutionäre Akteure auf den Barrikaden in Erscheinung treten (es hat mit der Jagdleidenschaft Karls X. zu tun). Saskia Hanselaar untersucht den Entstehungs- und Rezeptionskontext einer 1836 erschienenen Grafikserie mit 19 Porträts zeitgenössischer französischer Schriftstellerinnen, die seinerzeit wenig beachtet und von Grafikhändlern erst im Nachhinein als »Blaustrumpf«-Karikaturen gelistet wurden, obwohl ursprünglich gar keine satirische Absicht mit der Serie verbunden war. Guillaume Doizy schließlich schaut sich die besonders heftigen und teils handgreiflichen Auseinandersetzungen um Karikaturen während des französischen Präsidentschaftswahlkampfes 1848 an und macht als Ursache unter anderem eine zuvor so nicht praktizierte Instrumentalisierung der politischen Karikatur durch eine destabilisierte politisch-soziale Elite aus.

Der Band, soviel dürfte nach diesem kurzen Inhaltsüberblick klar sein, vereinigt in Qualität und Umfang sehr heterogene Beiträge, von denen die meisten ein hochspezialisiertes Thema



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

verhandeln und dabei im Wesentlichen deskriptiv verfahren. Nur wenige Autoren (z. B. Reichardt, Wachenheim) formulieren Thesen, die über den konkreten Fall hinaus anschlussfähig sind. Positiv zu vermerken ist die hohe Qualität der Abbildungen, die im Abbildungsverzeichnis zudem sorgfältig erschlossen sind. Ein gemeinsames Verständnis der programmatischen Grundbegriffe des Bandes – Politik, Materialität, Diffusion – lässt sich indes nicht erkennen.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.112987](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.112987)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Claire Gantet, La Guerre de Trente Ans. 1618-1648,
Paris (Tallandier) 2024, 634 p. (Histoire), ISBN
979-10-210-5504-9, EUR 26,90.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Anuschka Tischer, Würzburg

Obwohl Frankreich zu den zentralen Akteuren des Dreißigjährigen Krieges gehörte, sind französischsprachige Publikationen zu dem Thema eher selten. Claire Gantets umfangreiche, in vier Teile gegliederte Monografie unterscheidet sich aber auch methodisch von vielen der bisherigen Darstellungen. Denn Gantet nimmt eine konsequent internationale Perspektive ein: Der erste Teil umfasst die Jahre 1618 bis 1629, eine Zeit der wachsenden Spannungen, die Gantet multipolar verortet. Der Dreißigjährige Krieg begann 1618 mit einer Revolte in Böhmen, in deren Verlauf Friedrich V. von der Pfalz zunächst zum Gegenkönig gewählt und dann von Kaiser Ferdinand II. vertrieben wurde. Hier geht es Gantet aber nicht nur um die Beteiligung verschiedener europäischer Mächte, sondern um die verschiedenen Konfliktregionen, die in einer international verflochtenen Welt in Beziehung zueinander gesehen werden müssen. Damit zieht die Autorin durchaus eine Parallele zur Gegenwart. Sie macht deutlich, dass der Krieg angesichts einer fragilen Gesamtkonstellation für die Zeitgenossen keineswegs überraschend kam. Sie richtet den Blick auf das Veltlin, wo seit 1620 die konfessionellen und politischen Spannungen eskalierten, und auf die Konfliktkonstellation in Norditalien, wo 1627 der Mantuanische Erbfolgekrieg ausbrach. Der französisch-spanische Gegensatz, der 1635 in den offenen Krieg mündete, bildete bereits zuvor das Gegenstück zur Situation im Heiligen Römischen Reich, wo Ferdinand II. seine Interpretationen des Augsburger Religionsfriedens und seine Vorstellungen von der Autorität des Kaisertums durchzusetzen versuchte. Bündnisse, persönliche Verflechtungen, Interessen, Solidaritäten und Loyalitäten bezogen rasch eine wachsende Zahl an Akteuren und Akteurinnen in das Geschehen ein. Nachdem das fragile Gleichgewicht erst einmal gestört war, insbesondere durch die Übertragung der pfälzischen Kurwürde von dem reformierten Friedrich V. auf den katholischen Maximilian von Bayern, ließ sich die Situation kaum wieder stabilisieren. Der Kaiser hatte dazu lange ohnehin kaum einen Grund. Der militärische Erfolg, nicht zuletzt gegen den als Reichsstand eingreifenden dänischen König Christian IV., gab ihm eine komfortable Basis, auf der er sein Handeln immer weiter überdehnte.

Der zweite Teil fokussiert die Jahre 1629 bis 1631, in denen sich das Blatt wendete. Das Restitutionsedikt, mit dem Ferdinand II. den Geistlichen Vorbehalt in kaiserlicher Machtvollkommenheit durchsetzen wollte, bildete für ihn zugleich einen Höhepunkt und einen Wendepunkt. Mit dem Kriegseintritt Schwedens, der außer Kontrolle geratenen katholischen Eroberung Magdeburgs und dem französisch-schwedischen Bündnis stellte sich dem Kaiser



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

immer stärkerer Widerstand entgegen. Gantet rundet das Bild ab, indem sie zeigt, wie zeitgleich der französische Krieg in Lothringen Fahrt aufnahm. Hier fanden die »Schrecken des Krieges« statt, welche die Radierungen Jacques Callots zeigen, die in vielen Darstellungen des Dreißigjährigen Krieges präsent sind. Der Krieg in Lothringen endete allerdings 1648 nicht, sondern ging mit dem bis 1659 andauernden französisch-spanischen Krieg weiter. Die europäische Verflechtung der Konflikte bedeutet eben auch, dass das Zeitfenster zwischen 1618 und 1648 nur einen Teil der kriegerischen Realität abbildet.

Im dritten Teil unternimmt Gantet eine Gesamtschau der Jahre 1631 bis 1648, die von Gewalteskalation und Friedenssuche geprägt waren, oft parallel zueinander: Weder beendete der Prager Frieden 1635 den Krieg, noch hörten die militärischen Auseinandersetzungen während der Verhandlungen des Westfälischen Friedenskongresses auf. Gantet betont aber, dass der Krieg trotz aller Eskalationen in der Hand der politischen Akteure und Akteurinnen geblieben sei und sich keineswegs verselbständigte. Die Folgen des Krieges waren Gewalt, Epidemien oder Inflation. Die konkreten Folgen des Dreißigjährigen Krieges sind aber sowohl in der Gesamtschau als auch im Einzelfall schwierig zu greifen. Gantet macht deutlich, dass sich immer wieder die Frage stellt, ob geschilderte Gräueltaten tatsächlich ein Ereignis wahrheitsgemäß darstellten oder ob nicht die unfassbare Kriegsgewalt mit eingeführten Metaphern in eine etablierte Sprache des Leidens und der Entmenschlichung überführt wurde.

Dem Westfälischen Friedenskongress widmet Gantet den vierten Teil der Darstellung. Er überschneidet sich in den Jahren 1643 bis 1648 mit dem dritten Teil, geht aber darüber hinaus, nämlich bis 1650. Der bis 1648 dauernde Krieg und die Friedensverhandlungen bilden so zwei verschiedene Darstellungsebenen. Hier geht es um die Diplomatie und die Vertragsinhalte, aber auch um die Wahrnehmung des Friedens und die tatsächliche Beendigung des Krieges.

Auch wenn die Darstellung insgesamt eine chronologische Grundstruktur hat, springt sie doch in der Durchführung erheblich zwischen verschiedenen Epochen sowie auch zwischen verschiedenen Regionen hin und her. Gantet eröffnet einen perspektivisch weiten Blick auf den Dreißigjährigen Krieg, dem allerdings ein klarer Erzählstrang fehlt und in dem die Akteurinnen und Akteure mit ihrem Handeln und ihren Motivationen blass bleiben. Die angesprochenen Konflikte und sonstigen Themen werden zeitlich und inhaltlich jeweils breit entfaltet, dabei allerdings mit zahlreichen Details überfrachtet. Zudem werden immer neue Bereiche angerissen, aber nicht vertieft oder systematisch eingebunden: Wirtschaft, Kultur, Medien, Klima usw. Eingangs wird die Aktualität des Dreißigjährigen Krieges betont, das Veltlin wird als »das Syrien der 1620er-Jahre« eingeführt, weiter verfolgt werden diese Überlegungen aber nicht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gantet reiht vor allem eine Fülle an unterschiedlichen Facetten aneinander. Sie ergeben das äußerst kenntnisreiche, allerdings wenig systematische Bild einer Epoche, in der sich der Dreißigjährige Krieg als ein großer Flächenbrand entfaltete, der sich nicht auf einige wenige Akteure und Akteurinnen oder Faktoren reduzieren lässt. Das ist durchaus anregend, aber während dahingestellt sei, ob sich das Thema in dieser Form für Unkundige zur Einführung eignet, bietet sich denen, die damit vertraut sind, insgesamt wenig Neues, zumal der aktuelle Forschungsstand nicht gezielt einbezogen wird. Das zeigt sich beispielsweise an der durchgängigen Verwendung des in der aktuellen Forschung stark kritisierten Absolutismus-Begriffs. Die Darstellung wird durch Karten, Abbildungen, Genealogien, eine chronologische Übersicht über die Ereignisse vom Augsburger Religionsfrieden 1555 bis zum Pyrenäenfrieden 1659, ein Begriffsglossar und ein Personenregister abgerundet.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Romain Grancher, La mer en commun. Le monde de la pêche à Dieppe (XVIII^e–XIX^e siècle), Paris (Publications de la Sorbonne) 2025, 264 p., ISBN 979-10-351-1033-8, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Éric Barré, Caen

Les études historiques sur la pêche sont suffisamment rares pour ne pas saluer le travail de Romain Grancher. L'auteur se livre à une intéressante étude de la pêche à Dieppe au XVIII^e et XIX^e siècle. Ceci dit, la couverture montre des pêcheurs relevant un filet sur chalutier du milieu du siècle dernier. Par ailleurs, le sous-titre laisse à penser que l'étude porte sur une période allant de 1700 à 1899 or le travail couvre la période allant de 1724 à 1818. Malgré cela, ces limites ont été judicieusement choisies car l'étude vise à comprendre les sources d'une émotion qui s'est déroulée à Dieppe, en 1818 où une partie de la population liée à la pêche s'en est prise à des pêcheurs d'Outre-Seine pratiquant le chalutage sur les côtes du Pays-de-Caux et venant vendre à Dieppe. Pour cela l'auteur n'étudie pas seulement l'activité mais aussi le milieu des pêcheurs.

Le chercheur utilise toutes les ressources disponibles ou presque: la pêche à la morue est laissée de côté dans la mesure où elle n'entre pas dans la problématique. En cela, il démontre que le monde de la pêche n'est pas uniforme. Si la mer est commune, les pratiques le sont moins. Dans l'espace considéré, les métiers sont différents: allant du »grant métier« spécialisé, entre autres, dans les pêches du hareng et du maquereau aux pêcheurs à pied, pouvant aussi être des hottiers transportant le poisson à terre, sans oublier toutes les activités liées et les familles des pêcheurs. C'est un métier qui évolue en fonction de ces résultats, de la guerre ou de la réglementation. À la veille de la Révolution, la situation n'est guère brillante: augmentation des tonnages des navires, interdiction d'un type de filet: la dreige. Ces changements provoquent l'effondrement de l'activité au Tréport alors que la mainmise des armateurs (hôtes-vendeurs) s'accroît.

Selon une remarque très juste de l'auteur, marin est, en fait, un métier privilégié dans la mesure où cette activité est libre moyennant le service sur les vaisseaux du roi. Contrairement au métier juré, c'est un métier réglé où l'amiral de France au travers de son lieutenant général en l'amirauté de Dieppe joue un rôle important. Ce dernier tranche mais intègre les pratiques locales ou normandes comme celles de l'accord ou de la clameur de *haro*. Ceci dit, il est intéressant de constater que le panel des plaideurs de l'amirauté est très diversifié, des armateurs aux femmes de pêcheurs en passant par des taverniers. Parmi eux les maîtres dominant dans la mesure où ils sont logiquement à l'interface de l'ensemble.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Le poids des maîtres est certain, notamment parce qu'il leur appartient de recruter l'équipage. Le contrat souvent oral et passé dans une taverne ou un cabaret, pour disposer de témoins si nécessaire, court de Pâques à la veille de la Pâques suivantes. Les maîtres qui ont le plus de résultats sont ceux qui attirent les meilleurs matelots. Pourtant, le maître doit composer non seulement avec son équipage mais aussi, parfois, avec leurs épouses qui s'occupent de leur côté à sécher et à ramander les filets, s'inquiètent de la sécurité leurs époux voire encaissent l'argent de leur solde.

En ce domaine, le matelot à la pêche est payé à la part. Pour cela, l'armateur présente ses comptes à la taverne servant de base arrière en fin de campagne. Après avoir défalqué tous les frais d'exploitation dont les avaries, puis s'être lui-même payé, il divise le solde en lots en raison de la fonction au sein de l'équipage. Quelques-uns peuvent être payés au fixe. Les matelots ne touchent qu'un lot qui est généralement complété par d'autres, car ils sont tenus d'apporter une pièce du filet qui, assemblé avec les autres, constitue l'engin de pêche proprement dit. Certains n'ont pas les moyens de fournir cette dernière, ils ont alors recours à une personne extérieure à qui ils reversent une partie ou la totalité des lots complémentaires.

La pêche en elle-même est réglée par la pratique que ce soit les manœuvres, la pêche, le stockage, la livraison où les relations entre ceux du «grant métier» et les autres marins pêcheurs qui, à la côte, se livrent à d'autres pratiques. Dans le cas du «grant métier», les sources de conflit sont multiples. Normalement, le premier arrivé est le premier servi ce qui ne veut pas dire qu'il fera le meilleur profit. L'un des problèmes est celui de la livraison au port, de ceux qui, plutôt que de faire une pêche complète, préfèrent livrer rapidement leur cargaison fraîche à ceux qui achètent des cargaisons à d'autres pêcheurs. Autre problème celui des avaries qui posent la question relative de la preuve en droit maritime aboutissant souvent à un tort partagé, symbole d'une solidarité à l'échelle de la communauté.

Comme dans bien d'autres communautés, la taverne ou le cabaret est, à l'époque, un lieu essentiel. Elle est un lieu de rencontre, mais aussi d'information et de transaction. De plus, chaque navire a sa taverne. Le tavernier ou la tavernière, souvent, s'implique dans les armements de l'avitaillement des navires à l'achat des cargaisons. Comme les autres négociants, ils doivent passer, pour la pêche fraîche, par le marché au poisson où intervient entre autres la chambre consulaire. Cette dernière, dont les armateurs sont membres, contrôle les écoreurs, officiers chargés de vérifier les quantités et la qualité de la débarque au grand dam de l'amirauté. Ils réussissent durant la période à imposer la mesure des hottes aux dépens du compte réalisé par les femmes des pêcheurs, à supprimer la part du lot payé en nature. Bref la chambre défend les intérêts des armateurs réussissant même à obtenir un dépassement du calendrier des pêches qu'ils regrettent par la suite.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ceci dit, au début du XVIII^e siècle, les rapports affluent pour signaler la disette des poissons. Ils contribuent en 1726, à la nomination d'un dieppois, François Lemasson du Parc, au titre de »commissaire de la marine pour faire l'inspection des pesches du poisson de mer«. Les buts sont connus: corriger les abus pour conserver les espèces et multiplier les pêcheurs utiles à la marine royale. L'un d'eux consiste à interdire la dreige qui en raclant le fonds détruit la ressource: un nouvel engin apparaît, le chalut. Ses transformations aux marges des législations suivantes conduisent à l'émotion dieppoise semblable aux révoltes ouvrières anglaises face à l'introduction de la machine. Cette résistance met aussi en péril la domination des grands armateurs dieppois car le chalut nécessite moins d'investissements et de matelots.

Finalement, il convient d'insister sur la qualité du travail de monsieur Romain Grancher dont l'édition n'a pas fait l'économie des notes de bas-de-page et d'un catalogue des sources et d'une bibliographie. Un élément doit être d'ailleurs souligné: la présence de nombreux tableaux permettant de mieux suivre les propos de l'auteur.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Élie Haddad, *D'une noblesse l'autre*. France, XVI^e–XVIII^e siècle, Ceyzérieu (Champ Vallon) 2024, 416 p., ISBN 979-10-267-1243-5, EUR 27,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christian Mühling, Braunschweig

In seinem Buch *D'une noblesse l'autre* untersucht der französische Historiker Élie Haddad die Entwicklung des französischen Adels vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Haddad definiert Adeligkeit als eine soziale Beziehung, die immer wieder neu ausgehandelt werden musste, und nicht als feststehende Wesenhaftigkeit verstanden werden könne. Er geht von der These aus, dass es sich beim heute vorherrschenden Verständnis von Adel um einen Anachronismus handle, der erst am Ende des Ancien Régimes entstanden sei (9). Um die Entwicklung der Vorstellungen von Adeligkeit nachzuzeichnen, verfolgt der Autor einen multiarchivalischen Ansatz, der v. a. Heiratsverträge, Schenkungsurkunden, Testamente, Inventarlisten, Teilungsverträge, Vormundschaftsregelungen, Quittungen, Bescheinigungen über Renten, Kaufverträge, Rechnungen, Memoiren und Briefwechsel etc. von ca. 3000 adeligen Akteuren aus Nordfrankreich auswertet (17–18). Dabei geht Haddad nach einer Einleitung in vier Teilen bzw. in neun Kapiteln vor, die durch ein Fazit und einen Epilog abgeschlossen werden.

Der erste Teil behandelt die Sprache der Verwandtschaft und umfasst zwei Kapitel. Das erste Kapitel untersucht die sprachliche Konstruktion von Verwandtschaftsbeziehungen, die notwendig gewesen sei, um Erbschaftsforderungen zu stellen, Solidarität einzufordern und die eigene Zugehörigkeit zum Adel rechtfertigen zu können (26). In diesem Zusammenhang habe man sprachlich zwischen Blutsverwandtschaft und der angeheirateten Verwandtschaft unterschieden. Seit dem 16. Jahrhundert sei es unter den Begriffen der »lignée«, »race« bzw. »sang« zu einer begrifflichen Verengung der Familie in männlicher Erbfolge gekommen (39–40, 43, 45). Im 17. Jahrhundert sei dann der Begriff des »Hauses« zunehmend mit dem Familiennamen in Verbindung gebracht worden, das sich in mehrere Linien aufspalten konnte (51).

Das zweite Kapitel widmet sich der adeligen Namensgebung, bei der eine Verbindung zwischen dem persönlichen Familiennamen und dem Ortsnamen der realen Herrschaft festzustellen sei (54, 89). In diesem System sei es Männern und Frauen im Laufe eines Lebens gleichermaßen möglich gewesen, durch Heirat oder Erbfälle den Titel einer als prestigeträchtiger angesehenen Herrschaft anzunehmen und so aus gesellschaftlichen und politischen Erwägungen zum Teil mehrfach den Eigennamen zu wechseln (56–57, 69). Im Laufe der Frühen Neuzeit hätten sich daraus in männlicher Erbfolge feste, adelige Eigennamen entwickelt (90).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Der zweite Teil der Untersuchung hat in Kapitel drei und vier die Ehen des Adels zum Gegenstand. Das dritte Kapitel zeichnet die Entwicklung adeliger Eheschlüsse nach. Während im 16. Jahrhundert im untersuchten Quellenkorpus noch 2,25 Kinder pro Generation eine Ehe eingegangen seien, seien es im 18. Jahrhundert nur noch 1,84 gewesen, was zu einer verminderten Reproduktionsrate, vorrangig der nachgeborenen Brüder und Schwestern, geführt habe (99–100). Gesteigerte finanzielle Bedürfnisse hätten Heiraten zwischen Schwertadel, Federadel und der Hochfinanz gegen Ende des Betrachtungszeitraums begünstigt (123).

Das vierte Kapitel fragt folglich nach den materiellen Aspekten adeliger Eheschlüsse. Der in den Eheverträgen festgelegte Austausch von Besitz habe im 16. Jahrhundert den lokalen Zusammenhalt adeliger Familien gestärkt. Die funktionelle Diversifikation des zweiten Standes zwischen Land-, Hof-, Schwert- und Federadel habe jedoch seit dem 17. Jahrhundert diesen Zusammenhalt zunehmend aufgebrochen. Die Bedeutung des Grundbesitzes habe sich zusehends verringert, ohne ihre grundsätzliche Bedeutung zu verlieren. Während Mesalliancen einerseits verurteilt wurden, seien sie andererseits zur Aufrechterhaltung des materiellen Status einer Familie häufig als unumgänglich angesehen worden (155–156).

Der dritte Teil der Untersuchung beschäftigt sich mit dem Erbe der adeligen Nachkommenschaft. Ihr sind die Kapitel fünf bis sieben gewidmet. Das fünfte Kapitel thematisiert die Wege der Übertragung adeliger Güter im 16. Jahrhundert. Haddad stellt fest, dass in Nachlässen in erster Linie Blutsverwandte bedacht worden seien. Die männliche Erbfolge sei zwar ein Ideal gewesen, aber nicht durchgängig praktiziert worden. Während Landbesitz grundsätzlich teilbar gewesen sei, habe der Besitz von nicht teilbaren Ämtern eine Aufteilung des Geldwertes an die Erben notwendig gemacht (192).

Das sechste Kapitel widmet sich den Eigentumswechseln im 17. und 18. Jahrhundert. Einerseits habe der Grundbesitz immer noch den wichtigsten Vermögensbestandteil dargestellt, während sich das adelige Selbstbild zunehmend auf die Wertigkeit des »Blutes« gestützt habe (218). In diesem Zusammenhang sei es zu einer Stärkung der männlichen Erbfolge gekommen (193), die sich auf die ältesten Söhne konzentrierte. Die Mitgift der erstgeborenen Töchter als vorrangig erstrebenswerte Partien habe sich dadurch erhöht, wohingegen die nachgeborenen Söhne und Töchter zunehmend ehelos geblieben seien (196–200).

Diese Entwicklungen wirkten sich auch auf die Erinnerungskultur adeliger Familien aus, die sich zunehmend auf die Bedeutung der Erstgeborenen konzentrierte, wie Haddad im siebten Kapitel demonstriert. Seit die Krone Beweise für die Herkunft von Adeligen verlangte, habe sich der zweite Stand verstärkt seiner Archive bedient, um den eigenen Status zu legitimieren (250).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Der vierte Teil der Untersuchung widmet sich den sozialen Konflikten und Veränderungen innerhalb des Adels. Dabei untersucht das achte Kapitel die Auswirkungen der innerfamiliären Konflikte auf die Sozialstruktur des zweiten Standes, während das neunte Kapitel den Zusammenhang von politischen Auseinandersetzungen und sozialen Veränderungen zum Gegenstand hat. Durch die Verknappung der ökonomischen Ressourcen sei es zu einer Zunahme von Konflikten zwischen Geschwistern und Ehepartnern über Mitgift und Erbschaftsangelegenheiten gekommen (281). Ziel adliger Akteure sei es gewesen, durch den Beweis der adeligen Herkunft und des adeligen Lebensstils gegenüber der Krone die Steuerbefreiung zu bewahren bzw. neu zu erlangen (289, 292). Seit dem 17. Jahrhundert habe das Königtum somit zunehmend die Definitionsmacht darüber gewonnen, wer als adelig zu betrachten war (311, 314).

Élie Haddad kommt zu dem Schluss, dass sich der Adel im Verlauf der Frühen Neuzeit von einem Attribut zu einer klar abgegrenzten sozialen Gruppe entwickelt habe, die auf dem Besitz von Grundherrschaft und Ämtern, die im Dienst der Krone standen, fußte (331–332, 338). Zum wichtigsten Charakteristikum des Adels habe sich das Alter seiner Herkunft entwickelt (342). Die Suche nach den Ursprüngen des Adels habe aufgrund der Schwierigkeit einwandfreier historischer Belege zum Vorwurf der Usurpation geführt, der das Ende des Ancien Régimes eingeleitet habe (360).

Der Abschaffung der adeligen Standesvorrechte ist deshalb ein Epilog gewidmet. Durch die Aufhebung des Feudalismus sei die essentialistische Definition von Adeligkeit, die sich seit den Reformen Ludwigs XIV. herausgebildet habe, übernommen worden. Sie habe paradoxerweise die Grundlage für die Wiederherstellung des Adels in der Restauration gebildet (362–363).

Innerhalb der einzelnen Kapitel hätte die quellengesättigte Darstellung, die eine Vielzahl von Fallbeispielen liefert, von einer stärkeren Thesenbildung profitieren können, die zum Teil erst in der Schlussbetrachtung vollzogen wird. Ungeachtet dieses darstellerischen Kritikpunktes gelingt es Élie Haddad eine essentialistische Sichtweise auf den Adel des Ancien Régimes zu überwinden, indem er nicht nur die bekannten internen Konflikte, sondern auch in einer Langzeitperspektive die Entwicklung gesellschaftlicher Reproduktionsmechanismen des Adels zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert nachzeichnet.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**David Allen Harvey, Tropical despotisms.
Enlightened reform in the French Caribbean, Ithaca,
NY (Cornell University Press) 2024, 293 p., ISBN
978-1-5017-7667-0, USD 64,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mathilde Ackermann-Koenigs, Bielefeld

Les historiens de l'Empire français ont longtemps peiné à articuler les idéaux des Lumières aux réalités coloniales. Dans le sillage des travaux de Paul Cheney, de Malick Ghachem ou encore d'Alex Dupuy, David Allen Harvey propose avec *Tropical Despotisms* une exploration approfondie des réformes administratives, juridiques et économiques engagées dans les colonies françaises des Caraïbes – principalement Saint-Domingue, la Martinique et la Guadeloupe – entre la guerre de Sept Ans et la révolution française (1763–1789). À rebours d'une lecture simpliste opposant Lumières métropolitaines et pratiques coloniales brutales, l'ouvrage révèle les tensions internes et les contradictions d'un projet de réforme éclairé dans un monde structuré par l'esclavage.

La question centrale de l'ouvrage peut être formulée ainsi: dans quelle mesure les réformes inspirées par les Lumières ont-elles transformé ou renforcé les structures d'oppression coloniale dans les Antilles françaises? Pour y répondre, Harvey adopte une approche thématique et chronologique, organisée en sept chapitres. L'auteur y analyse successivement la militarisation des colonies (*Making War*), les logiques économiques du système colonial (*Making Money*), les tentatives d'édification d'une citoyenneté impériale (*Making Citizens*), les classifications raciales (*Making Race*), les hiérarchies sociales et les conflits qu'elles génèrent (*Making Order*), les débats sur le travail libre et asservi (*Making Labor*), et enfin les efforts de rationalisation juridique (*Making Law*). Ce parcours structuré est traversé par un fil rouge: le concept proposé par l'auteur de *despotisme tropical* (dérivé de la notion de *despotisme oriental* empruntée à Montesquieu) que l'auteur définit comme étant un projet de réformes qui prétendait civiliser par le haut tout en maintenant intacts les fondements raciaux et économiques de l'ordre colonial.

L'ouvrage s'ouvre sur une relecture de Montesquieu et du paradigme du *despotisme oriental*, utilisé par des contemporains comme Girod de Chantrans ou Hilliard d'Auberteuil pour critiquer la brutalité coloniale: caprice des maîtres, pouvoir absolu des gouverneurs, absence de loi commune. Harvey montre que ce paradigme fut à la fois outil critique et matrice réformatrice. Les intendants, gouverneurs ou juristes coloniaux – de Mercier de la Rivière à Malouet – aspiraient à sortir de cette anarchie coloniale par l'extension de la loi, de la raison et d'une hiérarchie ordonnée.

Mais, insiste Harvey, cette ambition d'«ordre rationnel» repose sur une contradiction insoluble: vouloir stabiliser une société fondée



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sur l'esclavage, la domination raciale et l'intérêt économique sans en transformer les bases. L'auteur revient en détail sur la guerre de Sept Ans, qui révèle la fragilité de l'empire colonial, l'indiscipline des colons, et la dépendance vis-à-vis d'un esclavage toujours plus massif. L'après-guerre ouvre un cycle de réformes, motivées par la crainte du désordre, du marronnage, voire d'un soulèvement généralisé. Ces réformes – réforme des plantations, ordonnances sur les punitions, reconnaissance limitée des milices de couleur – visent à rationaliser et non à abolir: à rendre l'esclavage plus stable, plus productif, et juridiquement encadré.

L'un des apports majeurs du livre réside dans l'analyse des libres de couleur, à la fois marginalisés et essentiels. Harvey montre que leur rôle dans la défense des colonies fut reconnu, mais toujours limité par une logique raciale: leur loyauté était suspecte, leur statut négocié, leur ascension freinée. Le projet de Barré de Saint-Venant de hiérarchiser l'émancipation selon la teinte de peau incarne cette logique d'inclusion conditionnelle au sein d'un ordre racial maintenu.

Harvey conclut que les réformateurs, bien qu'étroitement impliqués dans le projet des Lumières, ont buté sur les contradictions internes de leur entreprise: rationaliser un ordre fondé sur l'arbitraire; codifier une violence structurelle; administrer un système dont ils refusaient d'interroger les fondements moraux.

La richesse du matériau mobilisé – archives coloniales, mémoires administratifs, correspondance – permet à Harvey de déplacer le regard hors du seul canon philosophique des Lumières. Il ne s'agit pas ici d'interroger Voltaire ou Diderot, mais les administrateurs éclairés de l'empire, tels que Mercier de La Rivière, Pierre-Victor Malouet ou Daniel Lescallier. L'auteur parvient ainsi à saisir une pensée administrative de l'empire, façonnée par des impératifs de sécurité, des logiques économiques et une perception racialisée de la société coloniale. Ainsi, le livre brille par sa clarté d'argumentation, et son effort constant pour articuler histoire impériale, histoire intellectuelle et histoire sociale. On peut regretter que la parole des esclaves eux-mêmes, ou des femmes, reste peu présente, et que la comparaison avec les autres empires atlantiques demeure marginale. Mais ces limites n'enlèvent rien à la portée de l'ouvrage.

Tropical Despotisms offre une lecture puissante et nuancée des paradoxes du réformisme colonial. Il montre que le langage des Lumières, loin de conduire nécessairement à la liberté, a pu être mobilisé pour renforcer et légitimer un ordre esclavagiste, en le rendant plus rationnel et plus centralisé. À ce titre, l'ouvrage constitue une contribution essentielle aux débats sur les Lumières, à l'histoire politique du XVIII^e siècle et, plus largement, à la compréhension des contradictions au sein des gouvernances coloniales.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gerrit Heim, Der Kampf gegen ein Simultaneum in Kursachsen. Konfessioneller Konflikt im 18. Jahrhundert, Baden-Baden (Ergon) 2024, 377 S. (Bibliotheca academica. Reihe Geschichte, 13), ISBN 978-3-98740-106-0, EUR 99,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christophe Duhamelle, Paris

L'important ouvrage de Gerrit Heim examine les conséquences, pendant un siècle, de la conversion en 1697 de l'électeur de Saxe Frédéric-Auguste I^{er} au catholicisme, prélude à son élection au trône de Pologne. L'union personnelle entre la Saxe et la Pologne s'est ensuite achevée en 1763; l'ancrage catholique de la dynastie en revanche devint pérenne. L'électorat demeura toutefois luthérien en raison de la fixation de la géographie confessionnelle effectuée par la paix d'Osnabrück de 1648; une institution, le »conseil secret«, fut chargée en 1718 d'exercer les pouvoirs du prince en matière religieuse tandis que le clergé luthérien entama un conflit feutré mais sans concession avec le prince. En effet, si l'électeur était tenu de conserver l'Église luthérienne dans toutes ses prérogatives, la capacité du prince à ajouter à ce statu quo des éléments catholiques nouveaux faisait, quant à elle, l'objet d'une controverse attisée par les besoins des migrants catholiques attirés par la cour ou l'armée saxonnes. La Saxe, comme le Palatinat, ferait-elle l'objet d'un *simultaneum* général qui, tout en conservant strictement toutes les positions des luthériens, donnerait libre cours aux catholiques (les jésuites proches de l'électeur, en premier lieu) pour déployer un appareil ecclésiastique nouveau? Tel était le cauchemar du clergé saxon – telle n'était en revanche sans doute pas la volonté de la dynastie; toutefois nombre de ses initiatives pour assurer, en particulier à Dresde, la présence d'un culte catholique ou pour développer des initiatives charitables sous l'égide de cette confession, suscitèrent de la part du clergé, mais aussi de la diète régionale qui conservait un pouvoir financier, une opposition tenace que le conseil secret avait à réguler.

Il n'est pas fréquent qu'un livre issu d'une thèse ait une telle ampleur de vue: loin de ne convoquer la bibliographie qu'en introduction, comme c'est trop souvent le cas, l'auteur en fait un usage intensif. Au-delà de son sujet, l'ouvrage offre donc de précieux éléments de synthèse sur les conflits confessionnels dans le Saint-Empire au XVIII^e siècle. Surtout, l'un de ses points forts est de toujours mettre en valeur la façon dont les différentes étapes saxonnes sont mises en écho, par les acteurs eux-mêmes, avec la chronologie heurtée des tensions confessionnelles dans l'Empire, mais aussi en Pologne. Le rôle croissant – déjà souligné par l'historiographie – que jouent la circulation de l'information et la formulation cumulative des griefs protestants est ainsi bien analysé, contribuant à une contextualisation efficace du cas saxon. Les conséquences de la guerre du Nord, des événements de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thorn, ou encore des négociations préluant au mariage d'un prince saxon avec une archiduchesse d'Autriche, sur l'évolution des événements en Saxe et sur leur perception en sont de bons exemples, de même, en sens inverse, que la volonté constante des autorités saxonnes d'éviter que ce qui se passe en Saxe devienne à son tour un objet de controverse dans l'Empire, et singulièrement à la diète où, paradoxalement, la Saxe conserve son statut de chef du *Corpus Evangelicorum*.

C'est aussi par l'inscription contextuelle – et en particulier par le parallèle constamment établi par les contemporains comme par l'auteur avec le Palatinat, épouvantail, aux yeux des luthériens, d'une recatholicisation rampante en dépit de la paix de Westphalie – que Gerrit Heim excelle à donner un sens à la dispersion, et même à l'apparente petitesse, des conflits portant sur un bout de cimetière ou un mariage célébré par le mauvais prêtre. En réalité, chaque querelle locale fait ressortir les contradictions des échelles normatives (comme la diversité interne des statuts dans l'électorat, le droit d'Empire, mais aussi l'union personnelle avec la Pologne), fait à nouveau grincer les rouages des institutions chargées du religieux en Saxe, et mobilise les références constamment réactivées de la chronologie complexe de tous ces éléments conflictuels. La coexistence confessionnelle se construit, cas par cas, dans les interstices de règles qui ménagent entre elles des «zones grises». Le lecteur parvient ainsi à comprendre des situations apparemment aussi absurdes que le soin mis à spécifier l'origine des fonds promis par l'électeur pour terminer la coupole de la *Frauenkirche* de Dresde, ou à insister pour que le prêtre catholique assistant tel condamné à mort de la même religion porte «un justaucorps et un habit communs et bourgeois, avec une perruque et un chapeau» (252). Il parvient également à saisir la fonction des arguments et des précautions répétés tout au long du siècle, bien que toujours (avec quelques variations) acceptés par l'électeur, comme s'il s'agissait d'effectuer de constants rappels d'une vaccination de la règle proclamée par les luthériens contre les exceptions consenties au prince. Au-delà du cas saxon, ce sont bien les caractéristiques du conflit confessionnel dans le Saint-Empire après 1648 qui sont ainsi illustrées de manière exemplaire: à la fois le fractionnement et la constante reprise globale, la réactivité et la répétition, les mécanismes de mise à distance de l'autre, et les modalités spéculaires de cette distinction.

Ce souci du contexte et du recours aux autres travaux des historiennes et historiens est cependant un peu massif, donnant parfois l'impression d'une succession de fiches de lecture. Surtout, il se fait au détriment du corpus de suppliques et dénonciations que Gerrit Heim utilise d'une façon trop ponctuelle, alors qu'une approche statistique et cartographique, même sommaire, aurait permis de mieux faire valoir la diffusion sociale et géographique de la présence catholique et donc des réactions face à elle, et sans doute de mieux établir l'influence de la variété des statuts locaux ou régionaux au sein de l'électorat de Saxe. L'auteur souligne pourtant plusieurs fois cette expansion et cette variété au cours du siècle; le cas présenté page 242 par exemple suggère les



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

distorsions chronologiques et les déclinaisons locales engendrées par cette expansion. Alors que le plan thématique entraîne de nombreuses répétitions (par exemple sur la question du cimetière catholique de Dresde) et obscurcit parfois la perception par le lecteur de la chronologie générale (il faut ainsi attendre la page 259 pour comprendre vraiment l'architecture institutionnelle mise en place), le nombre excessif de coquilles (gênantes lorsque, page 130, elles affectent un terme technique) achève de persuader qu'une relecture plus approfondie aurait bien servi l'ouvrage et mieux fait valoir ses grandes qualités.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michel Jangoux, Leschenault de la Tour (1773–1826), voyageur naturaliste. De la Nouvelle-Hollande à Java et de l'Inde à la Guyane, Bruxelles (Académie royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique) 2024, 264 p. (Mémoire de la Classe des Sciences. Collection in-8, 4^e série, 13), ISBN 978-2-8031-0956-2, EUR 45,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Étienne Bourdon, Grenoble

Théodore Leschenault de La Tour (1773–1826) est un naturaliste français méconnu que l'histoire des sciences n'a guère, jusqu'à maintenant, mis en avant. En cela, l'ouvrage de Michel Jangoux vient combler un vide historiographique. Théodore Leschenault est originaire de Bourgogne et rejoint Paris en 1798 pour se former au Muséum d'histoire naturelle, alors dirigé par Antoine-Laurent de Jussieu. Rapidement repéré, il est choisi pour participer à l'expédition conduite par Nicolas Baudin dans les terres australes, d'abord comme élève, puis chef botaniste. C'est le début d'une longue carrière de voyageur naturaliste qui l'amène à parcourir, en zoologue et botaniste, la Nouvelle-Hollande (Australie), Java, l'Inde, le Sri Lanka, l'Île Bourbon (île de La Réunion), le Brésil et les Guyane néerlandaise et française. Il n'est pas un scientifique de cabinet, un homme des vastes synthèses, mais plutôt un naturaliste de terrain, curieux de la diversité du monde, méticuleux et soucieux de rapporter au Muséum des «objets d'histoire naturelle» les plus divers. Pour exemple, son herbier conservé au Muséum de Paris, qui a récemment fait l'objet d'un recollement, réunit plus de 2500 échantillons (28).

C'est aux voyages de Théodore Leschenault que Michel Jangoux a consacré son dernier ouvrage. L'auteur est un zoologiste belge spécialisé en biologie marine, professeur émérite de l'université libre de Bruxelles et de l'université de Mons, ancien directeur du Centre Interuniversitaire de Biologie marine, et membre depuis 2005 de la Classe des Sciences de l'Académie royale de Belgique. Outre ses publications zoologiques, Michel Jangoux a déjà consacré plusieurs ouvrages aux voyages scientifiques de la fin du XVIII^e siècle. Il a proposé une édition commentée du *Journal de voyage aux Antilles* de Nicolas Baudin entre 1796 et 1798 (PUPS, 2009), puis les prémices de son voyage dans les terres australes (PUPS, 2013) qui embarque Théodore Leschenault en octobre 1808, et enfin un ouvrage consacré au capitaine Noury et son voyage en Polynésie de 1847 à 1850 (2017, Académie royale de Belgique).

C'est ce double regard qui anime l'ouvrage, à la fois zoologiste et historique. L'étude comporte une très brève introduction et un développement (11–189) structuré en sept chapitres chronologiques qui traitent de ses origines chalonnaises et de l'expérience parisienne du naturaliste (chapitre 1), de son



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

voyage aux terres australes (chapitre 2), puis aux Indes orientales néerlandaises (chapitre 3), de son retour en France où il est notamment employé comme inspecteur des bergeries de 1811 à 1813 (chapitre 4), puis de ses voyages à Pondichéry, en Inde et à Ceylan (chapitre 5), de l'Île Bourbon à la Guyane (chapitre 6), et enfin de son ultime retour en France. Un huitième chapitre conclusif permet de dresser un bilan de l'œuvre naturaliste de Théodore Leschenault, notamment grâce un très utile tableau des nouvelles espèces qu'il a récoltées (180–186) de vertébrés (13 mammifères, 13 oiseaux, 7 reptiles, un amphibien, la grenouille des Mascareignes, et 49 poissons) et de plantes (57). Comme le souligne Philippe Jangoux, cela démontre l'éclectisme des récoltes animales et végétales du naturaliste afin d'abonder les collections du Muséum, bien plus qu'une ferme volonté »de décrire officiellement tel ou tel organisme qu'il aurait découvert« (178). Enfin, l'ouvrage comporte, outre la bibliographie et deux index (bâtiments et personnes cités), quatre annexes brièvement introduites et constituées d'extraits de divers documents de Théodore Leschenault (191–248). Se succèdent ainsi son rapport sur le département du Calvados en tant qu'inspecteur des bergeries (1813, Annexe 1), un discours »sur les avantages de la culture des sciences naturelles« (1815, Annexe 2), des extraits de son *Journal* sur »les teintures indiennes« (Annexe 3), et enfin un »rapport sur les établissements faits sur les bords de la Mana«, en Guyane, établi à la demande du ministre de la Marine afin d'estimer »la possibilité d'y installer colons et plantations« (1823, Annexe 4).

L'ensemble de l'ouvrage emmène le lecteur en voyage avec le naturaliste. Les sources manuscrites consultées sont nombreuses (249–251) tant dans les archives municipales, départementales que nationales, en France métropolitaine comme en outre-mer (La Réunion); certaines sont conservées au British Museum. L'ouvrage est illustré d'une centaine de gravures et de photographies. Certaines proviennent de l'herbier de Théodore de Leschenault ou d'autres naturalistes comme A. Bonpland qui décrit en 1813 les plantes issues des graines récoltées par Leschenault et cultivées au jardin de Malmaison. Le travail soigneux d'édition et d'illustration de l'Académie royale de Belgique met en valeur les très belles illustrations, souvent de bonne taille, imprimées sur papier épais. L'auteur a ajouté une quarantaine de photographies actuelles d'espèces animales qui viennent en regard des descriptions effectuées par Théodore de Leschenault dans son *Journal zoologique*.

Le livre chemine au plus près des voyages et des récoltes du naturaliste, laissant une place conséquente aux citations, sans développer de réflexion plus générale et sans s'inscrire explicitement dans les renouvellements épistémologiques de l'histoire des savoirs qui s'intéresse de plus en plus à ceux qui ont longtemps été considérés comme des acteurs secondaires de l'histoire des sciences, mais dont le rôle de médiateurs s'avère pourtant essentiel. On peut regretter qu'un certain nombre de documents iconographiques ne soit pas datés (83, 85, 87, 88,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

94, 121, 139, 140, 147 pour s'en tenir aux chapitres 4 et 5), qu'il n'y a pas de références précises des citations issues du *Journal zoologique*, ou encore que soient mêlées par ordre alphabétique les sources primaires imprimées et la bibliographie secondaire, mais il n'en reste pas moins que l'ouvrage de Michel Jangoux est informatif, écrit de façon vivante et avec un souci constant de rendre accessible les découvertes du naturaliste, et qu'il redonne légitimement voix à un acteur oublié de l'histoire naturelle du premier quart du XIX^e siècle.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Sünne Juterczenka (Hg.), Expeditionen ins Inselmeer. Zur Rezeption von Pazifikreisen im 18. Jahrhundert, Göttingen (Wallstein) 2024, 376 S., 18 z. T. farb. Abb. (Frühneuzeit-Forschungen, 27), ISBN 978-3-8353-5684-9, EUR 42,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Odile Gannier, Nice

Le volume élaboré par Sünne Juterczenka met à disposition des lecteurs germanophones des connaissances solides sur l'histoire des navigations au siècle des Lumières. Par son titre, *Expéditions dans la Mer des îles. La réception des voyages dans le Pacifique au XVIII^e siècle*, Sünne Juterczenka indique son véritable objet: sur fond de description des expéditions essentiellement dans le dernier tiers du siècle, l'autrice entend contextualiser les informations géographiques acquises par les navigations européennes de cette période ainsi que l'élaboration de savoirs anthropologiques.

L'ouvrage est bien documenté: un appareil critique procure des références nombreuses, de même que les *indices* et une bibliographie avec des ouvrages en trois langues. En elles-mêmes, ces données ne sont pas très originales pour ceux qui connaissent les voyages du XVIII^e siècle britanniques et français: les premiers chapitres rappellent les différents voyages de l'époque, avec une focalisation attendue sur les expéditions les plus en vue comme celles de James Cook, Louis-Antoine de Bougainville, Jean-François Galaup comte de Lapérouse. En cela le travail relève de la compilation des sources généralement citées, sauf que l'historienne s'appuie également, à l'occasion, sur d'autres supports que les relations ou les journaux classiques: la correspondance et les articles de presse (chapitre 8), qui font des voyageurs de retour des sortes de vedettes – avec une rivalité dans la notoriété puisque, comme il a bien été démontré ailleurs,¹ le premier voyage de Cook par exemple était en réalité le voyage de Joseph Banks. En dehors de voyageurs à la célébrité majeure, d'autres moins connus sont cités, comme Philip Carteret ou Étienne Marchand, sans qu'ils bénéficient par ailleurs d'études particulières très poussées. Parfois les références sont un peu opportunistes et pas nécessairement les plus fiables. Sans que le choix soit vraiment explicite, ce sont surtout les voyages britanniques et français qui sont au cœur du propos. Même si en effet ce sont eux qui ont le plus fort impact, il est un peu gênant de passer sous silence les Américains (comme Joseph Ingraham), les Russes (comme Adam Johann von Krusenstern), ou sous-estimer les voyages espagnols



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Par exemple dans Ladan Niayesh, Pierre Lurbe, Emmanuelle Peraldo (dir.), *Captain Cook after 250 Years: Re-exploring the Voyages of James Cook*, Astrolabe 49 (2020), <https://www.crlv.org/astrolabe/captain-cook-after-250-years-re-exploring-the-voyages-of-james-cook-avril-2020>.

(Alessandro Malaspina, par exemple, n'est guère cité). Toutes les expéditions ne sont pas missionnées et financées par les États, tant s'en faut, même si la nationalité des voyageurs est importante dans la perception de leur aura. En l'occurrence, l'originalité de l'étude réside dans le regard situé en Allemagne, pays qui, à l'époque, et pour des raisons historiques nationales, ne se fait pas connaître pour ses expéditions, mais comme patrie de voyageurs isolés comme le Franco-Prussien Adelbert von Chamisso et surtout les Forster père et fils. Georg Forster en particulier est sollicité et, de fait, son récit du deuxième voyage de Cook, par exemple, est de premier ordre. L'ouvrage s'appuie aussi sur ceux qui gravitent autour des voyages et relaient l'information (comme le savant ministre de la marine sous Louis XVI Charles-Pierre Claret de Fleurieu, le magistrat et homme de lettres Charles de Brosses qui proposa le mot »Polynésie«, Joseph-Marie de Gérando, précurseur de l'ethnographie ...). L'accent est mis, dans le septième chapitre, sur la publication sérielle des textes de voyage à cette époque, qui a peut-être pour effet de niveler l'intérêt des récits puisque la personnalité des voyageurs s'efface alors un peu derrière le trajet de leur voyage.

L'originalité du travail réside dans l'étude de la réception de ces récits d'expéditions et du triomphe qui leur est parfois réservé à leur retour, notamment lorsque, comme Cook et Bougainville, ils reviennent avec un »naturel« polynésien, Omai ou Aotourou. À l'occasion de ces exhibitions de voyageurs océaniens, l'intérêt s'éveille en France ou en Grande-Bretagne. Cependant, comme le signale Bougainville dans sa relation, cet engouement n'est qu'un feu de paille et n'approfondit nullement le désir de connaissance anthropologique que ces voyages pourraient pourtant combler en Europe, surtout lorsqu'ils apportent des preuves vivantes ou tangibles, même si les relations elles-mêmes sont riches en détails ethnographiques (science qui ne se définit d'ailleurs pas encore comme telle au XVIII^e siècle, même si elle se pratique de fait, grâce en particulier aux récits de voyage). L'ouvrage de Sünne Juterszenka ne s'appesantit guère, en revanche, sur l'impact des traductions et leur circulation, qui entretient pourtant l'effervescence autour des récits de voyageurs et leur rivalité éditoriale, particulièrement entre l'anglais et le français. Mais la chercheuse essaie de cerner l'impact philosophique, artistique et littéraire des relations. Les voyages imaginaires ont toujours fait concurrence aux voyages réels mais, parfois, les voyages réels apparaissent dans la littérature,² ce qui prouve leur exceptionnelle diffusion.

L'un des buts de l'ouvrage est aussi de déterminer une nouvelle ère de grandes découvertes, dans cette époque où des puissances



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

² Par exemple le voyage d'Anson occupe une place importante dans *La Nouvelle-Héloïse* de Rousseau, lui-même fort féru d'ethnographie avant la lettre. Voir Odile Gannier, Le voyage d'Anson et l'imaginaire géographique dans *La Nouvelle Héloïse: expérience et savoirs du monde*, in: Loxias75 (2022), <https://hal.science/hal-03616767v1>.

européennes maritimes engagent des prospections géographiques et font le tour du monde en explorant le Pacifique. Il s'agit également d'étudier la figure du Découvreur à l'image de Christophe Colomb érigé en héros – découvreur qui parfois n'est jamais revenu (le neuvième chapitre livre un parallèle ainsi entre Cook et Lapérouse). En effet Colomb à la fin du XV^e siècle a traversé l'Atlantique et Fernand de Magellan a fait le tour du monde quelques années plus tard, tandis que les navigateurs de la fin du XVIII^e ont poussé plus loin l'exploration du Pacifique. Dans le fond pourtant, la démarche est similaire, le regard porté sur le monde est englobant: dans le désir de détenir le savoir sur le globe terrestre, voire s'accaparer le pouvoir sur les terres émergées par la maîtrise des océans, l'attitude est en effet semblable. Lors de la deuxième époque des grandes découvertes, les puissances sont généralement conscientes de cette répétition de l'Histoire, et certains voyageurs aussi; Forster lui-même établit le parallèle dès le début de la préface au récit de son voyage, avec un certain enthousiasme. On peut néanmoins lire dans certaines relations (comme celle d'Étienne Marchand, qui n'avait pas de mission officielle, mais qui professait des idées propres à la Révolution française) des doutes quant au droit de certaines nations à prendre possession des terres qui ne leur appartiennent pas. En cela l'histoire se répète en effet, sauf que ces puissances ne sont plus exactement les mêmes.

Enfin Juterczenka trouve chez Forster le concept d'»Inselmeer« (53), en raison de son caractère archipélique, ou »mer d'îles«, notion défendue par Epeli Hau'ofa. Bien que la référence exacte chez Forster ne soit pas précisée, cette conception s'avère capitale pour rééquilibrer les forces en présence et assurer aux peuples du Pacifique une solidarité naturelle entre insulaires.

L'ouvrage ouvre donc à des réflexions de plusieurs ordres, et même si le sujet paraît à première vue bien connu, il fournit pourtant à maints égards des pistes stimulantes pour aborder cette histoire des explorations.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.112997](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.112997)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Sylvie Le Clech, Guillaume Frantzwa, Nicolas Chibaeff, Caroline Bornet (dir.), 1529. La paix des Dames. Faire la paix à la Renaissance, Paris (Éditions du CTHS) 2024, 220 p. (Diplomatie et Histoire), ISBN 978-2-7355-09652, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Horst Carl, Gießen

Der Anlass des vorliegenden Buchs ist eine kleine archivalische Sensation gewesen: 2019 ist im Château Villebon (Eure-et-Loir) in der Überlieferung der Familie de L'Aubespine – einer Dynastie von diplomatischen Funktionsträgern des 16. und 17. Jahrhunderts – die Urschrift des als »Damenfrieden« bekannten Friedensvertrags von Cambrai 1529 aufgetaucht. Sie trägt die Unterschriften der Verhandlungsführinnen Louise von Savoyen und Margarete von Österreich. Anlässlich des Erwerbs und der Präsentation in den Archives diplomatiques fand Ende 2021 eine *journée d'étude* statt, die die Grundlage des vorliegenden Gemeinschaftswerkes bildet. Es überrascht nicht, dass die Federführung dieses Bandes vor allem in der Hand der einschlägigen Archivare liegt, angereichert durch die historische und kunsthistorische Expertise weiterer Beiträger und Beiträgerinnen. Obwohl sich in jüngerer Zeit schon Kolloquien in Lüttich und Bourg-en-Bresse 2017/2018 dem Damenfrieden von Cambrai gewidmet haben, ergänzt der vorliegende Band unser Wissen zur französischen Diplomatie in der Renaissance nicht unwesentlich.

Gegliedert ist der Band in eine umfangreiche Einleitung, die den historischen Kontext entfaltet, sowie drei größere thematische Kapitel, jeweils in Ko-Autorschaft verfasst. Sowohl die Einleitung, mehr noch aber das wesentlich von Guillaume Frantzwa verantwortete erste Kapitel, das die Friedensdiplomatie der 1520er-Jahre in den Kontext der Renaissance-Diplomatie stellt, zeichnen nach, wie sehr sowohl der Friede von Madrid 1526 als auch der von Cambrai 1529 für Frankreich das Eingeständnis der militärischen Niederlage gegen Karl V. bedeutete. Dies machte schon der jeweilige Textgehalt der Verträge deutlich, war der »Damenfrieden« doch auf weite Strecken mit dem von Madrid identisch – lediglich einige inhaltliche Verbesserungen sollten den Frieden nunmehr nachhaltig machen. Dazu zählte vor allem die Auslösung der beiden Söhne Franz' I. aus spanischer Geiselhaft. Die dazu veranschlagten enormen Summen vergrößerten das finanzielle Desaster der französischen Monarchie, eigentlich der potentiell reichsten in Europa. Deutlich wird aber auch, wie geschickt der französische König die Ratifikation der Verträge für die Mobilisierung von Rückhalt in seiner Monarchie zu nutzen suchte. Damit der Frieden zu Cambrai diesmal nicht durch Franz I. gebrochen wurde, beharrten die Spanier darauf, dass er durch eine Repräsentation des gesamten Königreichs ratifiziert werden sollte. Dies wurde jedoch nicht durch die Generalstände



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

bewerkstelligt, sondern durch zahlreiche Versammlungen, auf denen entweder königliche Amtsträger (Bailli, Sénéchal) oder Provinzialstände präsent waren. Kritik an der Krone, die das Heft des Handelns so in der Hand behielt, konnte sich dort nicht äußern, vielmehr beschränkte sich die Mitwirkung auf Solidaritätsadressen. Der Krone gelang es jedenfalls, die erheblichen finanziellen Friedenslasten so weit als möglich auf das Land umzuverteilen. Gleichzeitig flankierte ein grand tour mit den freigelassenen prinzlichen Geiseln die königliche Solidarisierungsoffensive durch das Königreich.

Dieses erste Kapitel erhält sein Gewicht im Gesamtband darüber hinaus durch die Analyse der Personengruppen, die letztlich für die Monarchie das Geschäft der Diplomatie wie überhaupt die zentrale Verwaltung des Staatswesens betrieben. Wenn hierbei ein kleiner Kreis von familiär verflochtenen, meist juristisch gebildeten Experten, die die Funktionen von Sekretären wahrnahmen, identifiziert werden kann, so entspricht dies im 16. Jahrhundert einer gesamteuropäischen Entwicklung. Frankreich kam dabei wie in vielen anderen politischen Kontexten eine Vorbild- und Führungsrolle zu. Da ein zentralisiertes königliches Archiv, in dem die Urkunden und vor allem Akten der entsprechenden Verhandlungen erst unter Ludwig XIV. etabliert wurde, blieben diese meist im Besitz der entsprechenden Familie. Das dritte Kapitel verfolgt die daraus resultierenden komplizierten Überlieferungsgeschichten, die im Fall des Damenfriedens in die archivalischen Überlieferungen der Familie de L'Aubespine führten. Zugleich wird die weitere Entwicklung nachgezeichnet: Die Überlieferung der zentralen Akten und Papiere verblieb immer weniger in der Hand der jeweiligen Akteure und deren Familien, sondern wurde von den zentralen Funktionsträgern an deren Amtsnachfolger tradiert und schließlich in ministeriellen Archiven deponiert – eine Entwicklung, die erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nachhaltig Fahrt aufnahm.

Diese beiden historischen und archivalischen Kapitel rahmen das zweite Kapitel ein, das sich dem Damenfrieden selbst als einer alternativen – da weiblichen – Vision von Macht (*une autre vision du pouvoir*) widmet. Wenn sich 1529 denn wirklich eine alternative Form weiblicher Diplomatie, die in besonderem Maße friedensfähig war, manifestierte, dann arbeitet Aubrée David-Chapy heraus, wie singulär und voraussetzungsreich die entsprechende Konstellation war. Margarete von Österreich, als Witwe Statthalterin der Niederlande, verfügte genauso wie ihr Pendant, die französische Königinmutter Luise von Savoyen, über jeweils eigene Herrschaftslegitimation. Zudem waren die Protagonistinnen verschwägert – Margaretes verstorbener Ehemann Philibert von Savoyen war Luisens Bruder, und beide kannten sich von gemeinsamer Erziehung am französischen Hof der 1480er-Jahre. Wenn in dieses Verwandtschaftsgeflecht auch noch die zukünftige Gattin Franz' I., Eleonore von Österreich, einbezogen wird, dann erklärt dies, weshalb das besonders heikle »Familienproblem« der prinzlichen Geiseln in spanischer Hand 1529 gelöst werden konnte. Wenngleich die Bezeichnung »paix



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

des Dames« wohl nicht ursprünglich gewesen ist, lag sie doch schon bei der Inszenierung des Friedensschlusses in Cambrai gleichsam in der Luft: Während Franz I. und erst recht Karl V. im Wortsinn außen vor blieben – Franz I. zog erst einige Tage nach Friedensschluss in Cambrai ein –, demonstrierten die drei Herrscherinnen vor Ort durch öffentliche Versöhnungs- und Vertrauensgesten, dass sie den Frieden zustande gebracht hatten – und zwar durch hochprofessionelles Verhandeln. Das Versprechen auf Nachhaltigkeit sollte sich jedoch nicht bewahrheiten, nicht zuletzt, weil die Protagonistinnen schon 1530 bzw. 1531 verstarben, und der nächste Kriegsausbruch bereits 1536 erfolgte. Die Konstellation von 1529 blieb folglich exzeptionell.

Der vorliegende Band diskutiert diese spezifische diplomatische Konstellation, die in der Frühen Neuzeit kaum und in der französischen Diplomatiegeschichte gar keine Nachfolger gefunden hat, nuancenreich und differenziert. Dass der Fund des Originals des Vertrags unser Wissen fundamental verändert hätte, wird man nach der Lektüre nicht behaupten können – das Originaldokument dient erkennbar nur als Aufhänger für den vorliegenden Band. Dies macht allerdings auch nicht den Wert des Bandes aus. Er liegt vielmehr in der gelungenen Kooperation von Historikern und Archivaren, die vor Augen führt, in welchem Maße die Überlieferung der Dokumente Teil der Geschichte selbst ist.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Peter Maxwell-Stuart, José Manuel García Valverde (ed.), *Investigations into Magic. An Edition and Translation of Martín Del Río's Disquisitionum magicarum libri sex*, 6 Bde., Leiden (Brill Academic Publishers) 2022 (Heterodoxia Iberica, 6,1–6), ISBN 978-90-04-44154-5 5 (Bd. 1); 978-90-04-44155-2 (Bd. 2); 978-90-04-44156-9 (Bd. 3); 978-90-04-44157-6 (Bd. 4); 978-90-04-44158-3 (Bd. 5); 978-90-04-44159-0 (Bd. 6), EUR 145,00–216,28.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Rita Voltmer, Trier

Es kann nicht oft genug wiederholt werden: Das interdisziplinär-wissenschaftliche sowie populäre Interesse an den epochenübergreifenden Themen »Magie, Zauberei und Hexerei« bleibt ungebrochen. Jedoch mangelt es an Grundlagenforschung, die methodisch sauber aufgearbeitetes einschlägiges Aktenmaterial aus verschiedenen lokalen und regionalen Verfolgungsszenarien bzw. angesiedelt an unterschiedlich involvierten Gerichtsinstanzen zur Verfügung stellt. Gleiches gilt für die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Texte des gelehrten Diskurses um die Wirkmacht des Dämonischen. Auch wenn die Zahl der Editionen oder der in Übersetzung erschienenen Texte inzwischen zugenommen hat,¹ so bleibt doch zu bemängelnd, dass allzu häufig nur eine (meist die erste oder die letzte) der häufig von den Autoren überarbeiteten und ergänzten Auflagen ediert bzw. übersetzt worden ist. Zwar bieten einschlägige Plattformen relevante Handschriften, Drucke und deren verschiedenen Auflagen als Digitalisate an, doch erlauben Umfang, Schrift- bzw. Druckbild und Sprache (meist Latein) nur selten einen schnellen, vergleichenden Zugriff.

Die hier anzuzeigende, sechsbändige Edition der *Disquisitionum magicarum libri sex* des Jesuiten Martin Delrio (1551–1608) muss als höchstwillkommene Veröffentlichung bezeichnet werden. Ohne Zweifel gilt dieses umfangreiche, schon in der ersten Ausgabe der Jahre 1599/1600 weit über 1000 Seiten umfassende Werk als jene Dämonologie, welche die nachhaltigste Rezeption

¹ Vgl. Jan Machielsen, Critical Editions and English Translations of Demonological Texts, in: ders. (Hg.), *The Science of Demons. Early Modern Authors Facing Witchcraft and the Devil*, London/New York 2020, 313–315 (eine zweite, überarbeitete und ergänzte Auflage ist in Arbeit), sowie: Luc Deitz, Gunther Franz, Rita Voltmer (Hg.), *Cornelius Loos: De vera et falsa magia* (1592). Nach Vorarbeiten von Othon Scholer aus dem Nachlass herausgegeben, Trier 2024; Tobias Bulang, Nicolai Dollt, Joana van de Löcht (Hg.), *Johann Fischart: Band IX,1: Text. Jean Bodin / Johann Fischart De Magorum Daemonomania*. Edition von Johann Fischarts Übersetzung der Démonomanie des sorciers Jean Bodins, Stuttgart 2024.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

in der Frühen Neuzeit erreicht hat. Ihr Resonanzraum reichte bis nach Neuengland; noch im 18. Jahrhundert gehörte sie zur Standardlektüre einschlägig interessierter Theologen und Juristen jeglicher Konfession.² An Wirkmacht haben die »Magischen Untersuchungen« den häufig überschätzten *Malleus maleficarum* (»Hexenhammer«; 1486/1487) aus der Feder des Dominikaners Heinrich Institoris (Kramer) übertroffen.

Bereits im Jahr 2000 hatte der an der University of St. Andrews lehrende Historiker Peter G. Maxwell-Stuart in englischer Sprache eine Teilübersetzung von Delrios monumentalem Werk publiziert. Dabei stützte er sich auf jene Ausgabe des Jahres 1608, die zuletzt von Delrio bearbeitet worden war. Ausdrücklich hatte Maxwell-Stuart eine gründliche Biografie des berühmten Jesuiten gefordert,³ da nur so die *Disquisitiones magicae* in den Kontext von dessen übrigem Schaffen gestellt werden könnten. Jan Machielsen hat mit seiner 2015 publizierten, ganzheitlich angelegten Studie diese Forschungslücke geschlossen. Unter anderem blieb es sein Ziel, den Jesuiten von der einseitig-diffamierenden Etikettierung eines schreibenden Hexenjähgers zu befreien.⁴ Stattdessen enthüllte Machielsen das Bild eines überaus gelehrten Mannes, der – nach einer Karriere als geschulter Jurist und Beamter – seinen Platz in der Societas Jesu und in der *République des lettres* suchte. Diese Selbstpositionierung, ja Selbstinszenierung, betrieb der überzeugte Gegenreformer und Kämpfer für die katholische Wahrheit neben anderen Schriften mit seiner umfangreichen Abhandlung gegen gotteslästerliche *superstitio*, diabolische Magie und das die göttliche Ordnung und die katholische Christenheit wie eine tödliche Pest infizierende Hexenwesen, die übelste aller grassierenden Häresien.⁵

Maxwell-Stuart hat dann die vollständige Edition und englische Übersetzung der »Magischen Untersuchungen« in Angriff genommen,⁶ wobei er mit José Manuel García Valverde (University of Seville) einen Experten für philosophisches Schrifttum der Antike und der Renaissance zur Unterstützung gewinnen konnte. Beide Autoren hatten bereits bei einem vorangegangenen Editionsprojekt zusammengearbeitet.⁷ Wahrscheinlich hat sich

² Jan Machielsen, *The Devil is in the Tale: Evaluating Eyewitness Testimony in Martin Delrio's Disquisitiones Magicae (1599–1600)*, in: *Preternature* 11/2 (2022), 258–280, 258.

³ Peter G. Maxwell-Stuart (Hg.), *Martín del Río, Investigations into Magic*, Manchester 2000, 24.

⁴ Peter G. Maxwell-Stuart, *Martín Del Río: Laying Down the Rules*, in: ders., *Witch Hunters. Professional Prickers, Unwitchers and Witch Finders of the Renaissance*, Stroud 2003, 9–31.

⁵ Jan Machielsen, *Martin Delrio. Demonology and Scholarship in the Counter-Reformation*, Oxford 2015.

⁶ Jan Machielsen, *The Devil* (wie Anm. 2), 275, Anm. 8, zeigt das Vorhaben als allein verantwortet von Peter G. Maxwell-Stuart an.

⁷ José Manuel García Valverde; Peter Maxwell-Stuart (Hg.), *Gómez Pereira's Antoniana Margarita. A Work on Natural Philosophy, Medicine and Theology*, Boston/Leiden 2019.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»Heterodoxia Iberica« als Publikationsort angeboten, da sich die Reihe dezidiert der »intellectual history« widmet. Erneut wurde Delrios Ausgabe letzter Hand aus dem Jahr 1608 zugrunde gelegt. Leider liegt keine Information vor, in welcher Weise sich die beiden Herausgeber die Aufgaben als Editoren, Übersetzer und Kommentatoren geteilt haben. Zweimal spricht eine Person in der Ich-Form Dankesbezeugungen an Jan Machielsen aus (Bd. 1-6, 2, Anm. 2; 15, Anm. 31), was vermuten lässt, dass Maxwell-Stuart der Hauptautor der Einleitung ist. Die Erläuterungen zur Übersetzung und Wiedergabe des lateinischen Textes werden meist von nur einer Person vorgestellt (Bd. 1, 50–52). Wer ein wenig in den vorangegangenen Publikationen von Maxwell-Stuart zu Delrio blättert, kann an Aufbau und Inhalt leicht die Verwandtschaft mit vorliegender Einleitung erkennen, die jedoch erweitert, korrigiert und – gestützt auf die weiterführenden Ergebnisse von Machielsen – aktualisiert worden ist.⁸

Jeder der sechs Bände gliedert sich in gleicher Weise:
Eine Einleitung (Bd. 1–6, 1–52, mit zum Teil variierendem Seitenumbruch) liefert Angaben zu Delrios Leben und Werk.
Ein kurzer Abriss stellt die *Disquisitiones magicae* in den Kontext relevanter dämonologischer Schriften (ohne Originaltitel, dafür in englischer Übersetzung). Es folgen kurze Inhaltsangaben der sechs Hauptkapitel (*libri*) sowie eine knappe Übersicht zu den von Delrio herangezogenen Referenzen bzw. Quellen (erneut mit anglisierten Werktiteln). Erläutert werden sodann die vorangestellten Gedichte, darunter eines von Justus Lipsius, dem engen Freund Delrios (meist Lobpreisungen und – wenn man so will – Werbetexte für das Werk). Die Einleitung schließt mit Notizen zur späteren Wirkmacht von Delrios »Magischen Untersuchungen«; es folgen Bemerkungen zum Umgang mit der Übersetzung und dem lateinischen Text in der Edition (Bd. 1, 50–52).

Im Editionsteil werden zur englischen Übersetzung die von Delrio aufgeführten Autoren und deren Werke in knappen Fußnoten kommentiert, soweit deren Entschlüsselung möglich oder wichtig erschien. Im Anschluss daran folgen Verzeichnisse mit den jeweils zitierten Bibelstellen (AT/NT), den antiken Schriftstellern, Kirchenvätern, frühmittelalterlichen (bis 1000), mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Autoren. Lebensdaten und (meist) die jeweils zitierten Werke werden angegeben, diesmal mit originalen Titeln. Leider fehlen bei diesen Auflistungen die entsprechenden Seitennachweise. Zusätzlich liefert der 6. Band als Appendix die vom Jesuiten Heribert Rosweyde 1609 verfasste *Vita Delrios*. Jeder Band der Edition schließt mit einer Bibliografie der jeweils benutzten Sekundärliteratur und einem Namens- und Sachindex, welcher jedoch nicht alle im Text genannten Personen oder Autoren enthält. Die fehlende Stellenkonkordanz kann damit nicht



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁸ Maxwell-Stuart, Martín del Río (wie Anm. 3), 2–25; Peter Maxwell-Stuart, Río, Martín del, in: *Encyclopedia of Renaissance Philosophy* 4 (2022), 2815–2823.

ersetzen werden. Dieses Manko entfällt zumindest teilweise bei der e-book-Version der Edition.

Ohne Zweifel haben die beiden Herausgeber schwere Kärnerarbeit geleistet. Bei aller Anerkennung dürfen einige wenige kritische Beobachtungen und Ergänzungen gemacht werden, die den Entstehungshintergrund der *Disquisitiones* und deren weitere Bearbeitungen durch Delrio beleuchten. So war das Werk zuerst in drei Bänden 1599/1600⁹ in Löwen erschienen, auf der Grundlage einer 1596/97 von Delrio gehaltenen Vorlesung zum gleichen Thema (letzteres hebt die Einleitung richtig hervor). Bereits 1603 überarbeitete der Jesuit sein Werk, 1608 kamen weitere Ergänzungen hinzu, die sich unter anderem auf Delrios Auseinandersetzung mit jenen Zweiflern und Skeptikern bezogen, die ihre Argumente auf den Kanon *Episcopi* stützten wie es ebenfalls der 1593 in Trier zum Widerruf gezwungene, als *patronus sagarum* diffamierte Cornelius Loos getan hatte.¹⁰ Der Fall dieses katholischen Konfessionsmigranten und Kontroverstheologen scheint Delrio spätestens seit seiner Vorlesung in den Bann gezogen zu haben. Der Jesuit muss in Kontakt mit dem niederländischen Hexenjäger Jan Bacx gestanden haben, der ihm den Widerruf des Loos zum Druck übermittelte. Auch unterhielt Delrio Beziehungen mit dem Jesuitenkolleg in Trier und zeigte sich über die dortigen städtischen Hexereiverfahren ebenso wie über die Agitationen des Loos gegen Binsfeld informiert. Er wollte *in persona* die Moselstadt besuchen. Der Fall des 1589 als Hexenmeister hingerichteten Trierer Stadtschultheißen und Juristen Dr. Diedrich Flade hat Delrio ebenso interessiert wie die von Binsfeld 1591 ausführlich in einer überarbeiteten und ergänzten Ausgabe des *Tractatus* aufgeführten Fälle der wegen Hexerei hingerichteten Anna Meisenbein und ihres gleichfalls verurteilten Sohnes Hans Kuno, beide aus Ruwer (bei Trier). In der hier anzuzeigenden Edition lassen sich diese Fälle jedoch nur schwer finden. So wird zum Beispiel aus »ut Roverensis Cuno« (Bd. 2, 78) ein »Della Rovere from Cuneo« (ebd., 79–80) oder aus »mater Cunonis Roverensis« die Mutter von »Cuno della Rovere« (ebd., 328–329). Bei der kaum überschaubaren Fülle an Exempeln und Fallgeschichten, die Delrio dem älteren und neueren theologischen, juristischen, medizinischen und dämonologischen Schrifttum, den *Litterae annuae*, aber auch zeitgenössischen Berichten, Flugschriften, privaten Korrespondenzen und anderen Quellen entnommen hat, sind derlei Versehen entschuldbar, wenngleich zum Beispiel ein Blick in das Werk von Othon Scholer

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.112999](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.112999)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁹ Im Jahr 1599 erschien zunächst der 1. Band mit den Büchern 1–2, dann im Jahr 1600 der 2. und 3. Band, jeweils mit den Büchern 3–4 sowie 5–6; Jean-Pierre Cumont, *Demonology and Witchcraft. An Annotated Bibliography*, Utrecht 2004, 169. In der Einleitung zur Edition wird davon ausgegangen, die Bücher 3–4 seien ebenfalls 1599 erschienen (Bd. 1, 47).

¹⁰ Dazu sowie für das Nachfolgende vgl. Rita Voltmer, *Konfessionsflüchtling, Kontroverstheologe, patronus causae sagarum: Cornelius Loos (1542–1597) und seine Streitschrift De vera et falsa magia (1592)*, in: Deitz/ Franz/ Voltmer, *Cornelius Loos* (wie Anm. 1), 11–199.

hätte Abhilfe schaffen können.¹¹ Generell haben die Bearbeiter einschlägige deutschsprachige Beiträge zu Leben und Werk von Delrio meist außer Acht gelassen.

Übersetzungen bieten immer nur eine mehr oder weniger plausibel erscheinende Interpretation des Originaltextes, erst recht, wenn es sich dabei um ein Werk handelt, dessen Autor die eigene umfassende Gelehrsamkeit in einem eng geflochtenen Netz sich selbst bestätigender, autorisierender Referenzen, Zitate, Anekdoten und Schlussfolgerungen präsentieren möchte. Diese Vorgehensweise hat Machielsen prägnant als »textual science« oder »textual scholarship« bezeichnet. Es bleibt jedoch das Geheimnis der Bearbeiter, warum in der Einleitung auf die originalen, meist lateinischen Werktitel verzichtet wird, sie stattdessen in einer manchmal irrigen englischen Übersetzung angegeben werden (vgl. Bd. 1, 50). Aus dem *Malleus maleficarum* (»Hexenhammer«), im Englischen wohlbekannt als »Hammer of Witches«, wird so der »Hammer of Women who Work Harmful Magic«. Jean Bodins *De la Démonomanie des Sorciers* (1580) findet sich zitiert als »Madness of Sorcerers, Caused by Evil Spirits« (16), was umständlich anmutet. Ähnlich angliert kommt der Traktat des Trierer Weihbischofs Peter Binsfeld daher; der *Tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum* wird vorgestellt als »Treatise on the Confessions of Workers of Harmful Magic and Wise Women« (Bd. 1, 16–17). Vermutlich wollten die Bearbeiter das für eine geschlechtsspezifisch akkurate Übersetzung aus dem Lateinischen sperrige Englisch aufbessern bzw. zwischen verschiedenen, oft jedoch synonym verwandten Bezeichnungen für weibliche und männliche Zauberer bzw. Hexen unterscheiden. Dies lässt sich schließen aus ihren Bemerkungen zur einschlägigen Begriffsverwendung bei Delrio, der eine vermutete »Hexe« (»witch«) meist als *lamia* oder *strix*, dann aber auch als *saga* bezeichnet habe, obwohl sich dies ursprünglich auf Wahrsagerinnen bezogen habe (Bd. 1, 121, Anm. 121). Wie auch immer die von den Bearbeitern hier angeregte Debatte ausgehen wird, sicher bleibt, dass sich zumindest Binsfeld nicht mit »weisen Frauen« auseinandergesetzt hat, sondern ohne Umschweife – wie die 1590 von ihm autorisiert erschienene deutsche Übersetzung angibt – mit (vermuteten) männlichen und weiblichen Hexen. Weiteres Kritteln an der englischen Übersetzung, die allemal leicht am lateinischen Original überprüft werden kann, verbietet sich angesichts der großen Leistung der Bearbeiter.

Verbrämt mit und legitimiert durch Gelehrsamkeit sollten die *Disquisitiones magicae* dem Autor einen herausragenden Platz in der gegenreformatorisch gesinnten Öffentlichkeit sichern. Ihre Abfassung scheint Delrio darüber hinaus ein gewisses Vergnügen bereitet zu haben (Bd. 1, 42); die »Magischen Untersuchungen« sollten den häufig direkt angesprochenen Leser ganz im Sinne von



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹¹ Vgl. speziell zu den *Disquisitiones magicae*: Othon Scholer, *Der Hexer war's, die Hexe, ja vielleicht sogar der Dämon höchstpersönlich [...]*, Trier 2007.

prodesse et delectare über die Gefahren blasphemischer *superstitio* und dämonischer Magie warnend informieren. Sie dienten mithin dem Infotainment. Sie waren aber auch, so Maxwell-Stuart, ein »call to arms« (Bd. 1, 19), um gegen die Feinde des wahren katholischen Glaubens, um gegen Häretiker und Hexen zu Felde zu ziehen, sei es mit Feder oder Feuer. Nicht nur deshalb blieben die *Disquisitiones magicae* ein offener Text, ein *work in progress*, der (mit variierenden Anhängen) sich in die laufenden dämonologischen und anti-dämonologischen (!) Debatten einbrachte und stets aktualisiert wurde. Diesen Verflechtungen kann anhand der Edition nur begrenzt nachgespürt werden, da keine Synopse zu den jeweils vorgenommenen Ergänzungen oder Veränderungen angefertigt wurde. Wer daher die einzelnen Überarbeitungsstufen erkunden möchte, bleibt auf die Originaldrucke angewiesen. Der intertextuelle Vergleich jener bis 1608 ergangenen Auflagen, die Identifizierung aller darin enthaltenen Änderungen und deren potentielle Verknüpfung mit von anderen Autoren geäußerten Argumenten des gelehrten Diskurses um Magie, *superstitio* und Hexerei wäre allerdings eine weitere monumentale, den beiden Bearbeitern nicht zumutbare Aufgabe gewesen.

Die zweisprachige Edition ermöglicht jetzt (und sofern noch mehr Bibliotheken sich den außerordentlich stattlichen Preis von Print- oder e-book leisten können) eine überprüfbare Lektüre von Delrios Handbuch. Allein dafür sei Peter Maxwell-Stuart und José Manuel García Valverde gedankt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Heinz Mohnhaupt, Privilegien als Sonderrechte in europäischen Rechtsordnungen vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a. M. (Vittorio Klostermann) 2024, 970 S. (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 343), ISBN 978-3-465-04624-0, EUR 149,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Louis Halpérin, Paris

Depuis plus de cinquante ans, Heinz Mohnhaupt attire l'attention sur l'importance des privilèges dans l'histoire du droit en Europe. Loin de représenter une figure juridique marginale, ou concentrée uniquement sur l'existence d'ordres privilégiés dans les sociétés d'Ancien Régime, le phénomène des privilèges lui est apparu, depuis un article fondateur en 1972 dans la revue *Ius commune*,¹ comme une manifestation spécifique du pouvoir législatif dans la longue durée. Le chercheur en histoire du droit, affilié au Max-Planck-Institut für Rechtsgeschichte und Rechtstheorie de Francfort sur le Main, livre ici une véritable somme sur les privilèges et la littérature juridique qu'ils ont suscitée, en associant une analyse réflexive de 250 pages à un inventaire imposant de plus de 700 pages recensant les ouvrages et les collections sur ce thème. Sans pouvoir chiffrer le nombre des privilèges, l'auteur ne se contente pas de rappeler à ses lecteurs que le privilège a été la règle pendant plusieurs siècles, mais il invite à reconsidérer l'ensemble des droits particuliers (*Sonderrechte*) qui ont existé depuis le Moyen Âge, qui ont donné lieu à des actes ou des recueils imprimés et dont certaines catégories se sont maintenues sous différents noms jusqu'à nos jours.

Il suffit d'évoquer ces catégories de bénéficiaires de privilèges pour avoir conscience de leur étendue et de leur diversité: les clercs, les nobles, les bourgeois, les marchands et les membres de différents métiers ou états (*Stände*), les femmes (mais aussi les maris), les auteurs et artistes, les inventeurs, les exploitants de mines, les pupilles, les fous, les plus âgés, les embryons, les posthumes, les personnes misérables, les juifs, les universités, sans oublier le fisc (avec l'application de la notion de privilège à certains sûretés), ou encore des villes, des provinces... Cette liste, elle-même non exhaustive, indique qu'un nombre non négligeable des anciens privilèges correspondent à des autorisations, permis, concessions, qui relèvent aujourd'hui du droit administratif. Ainsi, nous avons en partie oublié le lien entre privilège et les droits des auteurs ou des détenteurs de brevets. Cette diversité est un des facteurs qui rend difficile la définition même d'un concept de privilège, en dépit de l'abondante littérature qui leur a été consacrée (en latin ou dans les langues vernaculaires) du XVI^e au XVIII^e siècle, et même encore au



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Heinz Mohnhaupt, *Potestas legislativa und Gesetzesbegriff im Ancien Régime*, in: *Ius Commune*, Bd. IV (1972), 188–239.

XIX^e siècle. Les privilèges ont été appréhendés négativement, d'un point de vue juridique comme des dérogations aux lois générales et d'un point de vue socio-politique comme des exceptions à la loi commune. Les idéologies portées par la Révolution française et le mouvement de codification du droit ont paru sonner le glas des privilèges, condamnés par l'impact croissant du principe d'égalité. Depuis Sieyès, et son *Essai sur les privilèges* (1789), les privilèges sont apparus injustifiés et insupportables. Pour autant, rappelle Heinz Mohnhaupt, nos sociétés contemporaines attachent de plus en plus d'importance à l'association entre *Law et Diversity*, à la protection des minorités par des procédures dérogatoires de discrimination positive ou à la reconnaissance de droits particuliers pour des catégories de population nécessitant une protection ou une aide spécifique.

Dans sa longue partie réflexive, l'ouvrage montre qu'il a existé, dans le cadre des études sur les rapports entre *ius commune* et *iura propria*, une doctrine des privilèges (*Privilegienlehre*) avec des ouvrages dédiés à cette matière, comme le *De privilegiis rusticorum* de René Choppin (Paris 1575) en France ou le *De privilegiis iuris civilis* de G. A. Enenckelius (Ratisbonne 1720) en Allemagne. Encore au XIX^e siècle, la problématique a intéressé Savigny ou le romaniste Bluhme. Les privilèges font partie des ordres juridiques et ont donné lieu à des interrogations multiples: avaient-ils besoin d'être concédés et confirmés par des titres écrits, se confondaient-ils ou non avec les grâces ou les dispenses (nombreuses en droit canonique), pouvaient-ils être conciliés avec une législation générale au titre de lois spéciales ou apparaissaient-ils comme des anomalies (à retirer ou à faire disparaître) dans le cadre du développement de l'État moderne et de la conception d'une loi de plus en générale et codifiée?

En montrant le caractère de phénomène de masse des *leges privatae*, l'ouvrage invite à prendre connaissance de l'abondante littérature qui s'est développée dans les différents pays d'Europe sur ce sujet, qu'il s'agisse de textes en latin, en allemand, en français, en anglais, en italien, en espagnol ou dans des langues plus rares. Du point de vue de la théorie du droit, on peut regretter que la question de l'adéquation aux privilèges de la notion de «norme individuelle» (présente notamment dans l'œuvre de Kelsen) n'ait pas été posée. Par le nombre limité des bénéficiaires, combiné avec leur effets opposables à tous (*erga omnes*), ne s'agit-il pas d'une catégorie hybride entre les normes générales (comme les lois ou les règles jurisprudentielles) et les normes purement individuelles (comme les contrats ou les décisions judiciaires ne faisant pas jurisprudence)? Il faut rendre grâce à Heinz Mohnhaupt de son travail colossal et d'avoir, par la publication de cet inventaire des sources et d'une synthèse sur le sujet, ouvert de nouvelles pistes pour l'étude de catégories de privilèges et pour la prise en compte de la littérature, jusque-là oubliée, que les anciens juristes ont consacrée à ce phénomène.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Arnaud Orain, Le monde confisqué. Essai sur le capitalisme de la finitude, XVI^e–XXI^e siècle, Paris (Flammarion) 2025, 365 p., ISBN 978-2-0804-6657-0, EUR 23,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Dietrich Lohrmann, Aachen

In der französischen Wirtschaftstheorie tut sich einiges seit dem umfangreichen Werk von Thomas Piketty. Der Neoliberalismus ist out. Der Autor des vorliegenden Buches argumentiert stärker aus historischer Sicht. Er war bereits 2023 mit einem Werk über die »Savoirs perdus de l'économie« hervorgetreten, zuvor 2018 mit einer Studie über das vorrevolutionäre Wirtschafts- und Finanzsystem des John Law (1695–1729). Nun prägt er den Begriff eines »Kapitalismus der Begrenztheit«, ausgehend von der Endlichkeit der Ressourcen auf der Erdkugel, eine Vorstellung, die nicht erst mit dem Club of Rome aufgekommen ist. Man findet solche Sorgen bekanntlich schon 1865 in der berühmten »Coal Question« des englischen Ökonomen Stanley Jevons. Orain kennt noch frühere Zeugen, so den am Anfang des 17. Jahrhunderts lebenden französischen Juristen und Seefahrer Marc Lescarbot. Als Motiv für die rastlose Jagd seiner Zeit nach neu gewonnenen Küsten, Ressourcen und Märkten nannte er die Begierde bzw. Habgier (*convoitise*). Sie sei, so meint schließlich auch Orain, der Stachel der ersten Raubperiode (*première prédation*) vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, die erst um 1800 eine Pause einlegte, um ca. 100 Jahre später in neuer Radikalität aufzubrechen. Nunmehr brachte der Philosoph Jean Izoulet (1854–1929) es auf den Punkt: Für eine unbegrenzte Nachfrage biete die Erdkugel nur ein begrenztes Angebot. Die europäische Welt habe sich in einen suizidalen doppelten Konflikt um die Weltherrschaft begeben. Sie entdeckte erst 1945, so der Autor des vorliegenden Werkes wie viele andere, neue Chancen weltweiter Zusammenarbeit und offener Märkte, bis neueste Entwicklungen die Jagd auf letzte Territorien und Einflusszonen erneut auslösten (Arktis, Grönland etc.). Für Orain bedeutet die neue Dichotomie in der wirtschaftlichen Entwicklung nicht mehr Liberalismus versus Interventionismus, sondern auf der einen Seite die Aussicht unbegrenzter Bereicherung, auf der anderen die Einsicht in die begrenzten Ressourcen.

Orain beginnt mit dem aktuellen Erwachen der Einsicht in den von Endlichkeit (*finitude*) geprägten Kapitalismus, den er historisch am Ablauf des Geschehens auf den Meeren ausmacht: seit 1500 rivalisierende europäische Flotten begleitet von Seeräuberei, im 19. Jahrhundert Freiheit der Meere unter britischer Dominanz, danach verstärktes Bewusstsein nationalen Nachholbedarfes vor allem in der westlichen Welt, Flottenpolitik, ungehemmte Rivalität, europäischer Niedergang. Die aufzuzählenden Tatbestände seien unendlich.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Am Ende seiner Einleitung definiert Orain vier Ziele seines Buches: 1. Chronologische Abläufe der verschiedenen Ausformungen von Liberalismus zwischen 1850 und 2020, 2. Erscheinungsformen des »capitalisme de la finitude« in der längeren zeitlichen Perspektive seit dem 16. Jahrhundert, 3. Verbindung von strenger Wirtschaftsgeschichte und geistesgeschichtlicher Betrachtung des Wirtschaftslebens, 4. Abgrenzung von erneut ausgegrabenen gefährlichen ökonomischen Vorstellungen eines Carl Schmitt (ausgehend von der alten Elementenlehre) zugunsten einer »wahrhaft ökologischen und friedlichen Ökonomie«. Abweichend davon ist der Hauptteil des Buches in sechs Kapitel gegliedert. Zwei Kapitel behandeln die aktuelle Entwicklung zur Schließung und Militarisierung der Meere, zwei weitere die Tendenzen zur Ausschaltung von Konkurrenz, sie dokumentieren das Machtstreben der großen öffentlichen und privaten Konzerne, dies jeweils in raschen Sprüngen von einem der Theoretiker des französischen Ancien Régime, zu Autoren Englands oder Deutschlands im 19. Jahrhundert bis in die unmittelbare Aktualität der Politik des Weißen Hauses. Ein Beispiel dafür sind die Seiten 135–150 (»L'impossible concurrence«, wo man vom Protektionismus à la Montchrétien 1615 (»la France envahie par une horde de négociants hollandais ou espagnols«), zu Gustav Schmoller im triumphierenden Deutschland nach 1870, dem britischen Imperialisten William Cunningham am Ende des 19. Jahrhundert bis zur chinesischen Autosuffizienz unter Xi Jinping gelangt. Man begreift dann spätestens, was mit dem »capitalisme de la finitude« auch gemeint sein kann, nämlich weitgehende Selbstversorgung im Inneren bei gleichzeitig hohem Export und der festen Überzeugung, dass eben nicht genug für alle da ist und man vor allem für sich selbst zu sorgen hat. Interessanterweise erscheinen hier weitere zeitgeschichtliche Akteure, die zunächst offen gegenüber freiem Welthandel argumentierten und Win-Win-Situationen erwarteten, dann aber zu zweifeln begannen, so Angela Merkel, Olaf Scholz und der BASF-Mann Jörg Wuttke (146–147). Das passt gut zum Titel der Buchreihe des Verlags Flammarion, in der der Band erschienen ist: »Le présent de l'histoire«. Im Schlusswort geht es um die Alternativen, die uns ökonomisch heute zur Wahl stehen. Man liest das alles mit großem Interesse, wünschte sich aber im Einzelnen mehr und genauere Nachweise. Die Anmerkungen auf den Seiten 323–355 sind zwar informativ und dicht gedruckt, aber die vielen Verweise auf »op. cit.« nicht leicht aufzulösen.¹

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.113001](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.113001)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Als ergänzende Lektüre verweise ich auf Patrick d'Humières, *Le développement durable va-t-il tuer le capitalisme?*, Paris 2010.

Eva Ortlieb, Kaiserlicher Hofrat und kaiserliche Herrschaft unter Karl V. (1520–1556). Ein Beitrag zur Geschichte des Reichshofrats, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2024, 781 S., 7 Grafiken (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, 79), ISBN 978-3-412-52967-3, DOI [10.7788/9783412529680](https://doi.org/10.7788/9783412529680), EUR 110,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sven Dittmar, Mainz

Der Reichshofrat erfreut sich als eines der beiden Höchstgerichte des frühneuzeitlichen Heiligen Römischen Reiches eines zunehmenden Interesses der Forschung.¹ Gewöhnlich setzte dieselbe dabei zumeist erst mit der Neukonstituierung des Gremiums durch Kaiser Ferdinand I. 1559 an. Denn der spätere Reichshofrat ging personell aus jenem Hofrat Ferdinands als römisch-deutschem König hervor, der bereits während der Regierungszeit Karls V. als Kaiser bestanden hatte. Hingegen wurde der, aufgrund des Sonderfalles der großen von Karl gleichzeitig in Personalunion regierten Reiche, gleichzeitig bestehende Hofrat des Kaisers, bisher kaum in den Blick genommen. Mit Eva Ortlieb hat nun eine profilierte Kennerin des Reichshofrates eine umfassende Monografie zum Hofrat Karls V. vorgelegt.

Die Autorin verfolgt dabei den Anspruch, nicht nur einen Beitrag zur Vorgeschichte der späteren Reichsinstitution zu leisten, sondern auch die größeren Forschungskomplexe zur Herrschaft Karls V., zur Verwaltungs-, Verfassungs- und Rechtsgeschichte des Alten Reiches und zu Mechanismen kaiserlicher Herrschaft zu adressieren. So untersucht die Monografie neben den schriftlichen Regeln, die seiner Tätigkeit zugrunde lagen, und seiner Verfahrensweise auch die Verfahrenspraxis, das institutionelle Umfeld und das Personal des Hofrats Karls V. eingehend.

In ihrer Analyse stützt sich die Autorin dabei in erster Linie auf die eigene Überlieferung des Hofrats in Protokollbänden und Verfahrensakten, welche hauptsächlich in den Beständen des Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien zu finden sind, da nur wenige andere Quellen den Hofrat erwähnen, der meist vollständig hinter den Kaiser zurückgetreten sei. Fassbar wird das Gremium zuweilen auch in den Reichstagsakten. Überzeugend kann Ortlieb darlegen, dass Karls Hofrat in Tradition desjenigen seines Vorgängers und Großvaters Kaiser Maximilians zunächst



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Siehe etwa Ulrich Rasche, Tobias Schenk (Hg.), Der kaiserliche Reichshofrat. Interdisziplinäre Perspektiven auf Organisation und Funktion eines frühneuzeitlichen Zentralgerichts, Köln 2025.

lediglich während der Reichstage zusammentrat. Dabei sei er keineswegs direkt mit der Organisation des Reichstags verknüpft gewesen. Dieser habe laut Ortlieb vielmehr als Forum für Untertanen gedient, die an den Kaiser herantreten wollten, was die Einsetzung eines entsprechenden Ratsgremiums nötig gemacht habe. Demnach könne in den ersten beiden Phasen hofrätlicher Tätigkeit zwischen 1522 und 1529 sowie zwischen 1533 und 1540 die Existenz desselben zunächst nur punktuell und später dann abschnittsweise nachgewiesen werden, auch wenn sich deutsche Räte am Hof Karls V. ständig mit Reichsangelegenheiten befasst haben dürften. Eine Verstetigung des Hofrates als Gremium habe demnach im Wesentlichen erst in der späten Regierungszeit Karls V. (1540–1556) stattgefunden, welche durch die zunehmende Tätigkeit des Hofrates auch außerhalb der Reichstage gekennzeichnet sei.

Daher beschäftigt sich die Studie Ortliebs mehrheitlich mit dieser letzten Phase der Herrschaft Karls im Reich, für die die erste schriftliche Ordnung, der *ordo consilii* von 1550, überliefert ist. Hier kann Ortlieb überzeugend darlegen, dass die wahrscheinlich durch den Rechtsprofessor und Hofrat Viglius Zuichemus geschriebene Ordnung in Tradition der burgundischen Verwaltungspraxis steht, nicht zuletzt war Viglius Vorsitzender des die Niederlande regierenden Grand Conseil gewesen. Die beobachtbare Praxis jenes früheren Hofrates deutet Ortlieb dagegen in Übereinstimmung mit ihren Erkenntnissen zum späteren Reichshofrat als »Wechselspiel von Schriftlichkeit und Mündlichkeit« sowie als »Paradebeispiel für die Bedeutung von Informalität« (86).

Verdienstreich ist die folgende Sammlung und Analyse des Hofratspersonals hinsichtlich seiner geografischen und sozialen Herkunft, seiner Ausbildung und Karrierewege. Dabei zeigt sich, dass die 60 untersuchten Hofräte und 30 Kandidaten erwartbarer Weise ohne ständische Mitbestimmung aus der altgläubigen habsburgischen Klientel gestammt hatten und bereits in diversen anderen Rollen in den Herrschaftsapparat eingebunden gewesen seien. So seien etwa Vater und Sohn Perrenot de Granvelle als Kanzler der Reichskanzlei jeweils *de facto* Leiter des *pro forma* unter fürstlichem Vorsitz stehenden Gremiums gewesen. Anhand der engen Verknüpfung von Hofrat und Reichskanzlei kann Ortlieb glaubhaft machen, dass sich der Hofrat aus der Kanzlei heraus entwickelt hat, eine Beobachtung, welche sie leider nicht in Relation zu ähnlichen Entwicklungen auf Ebene der Stände setzt.² Überhaupt bezieht die Autorin den Hofrat Karls V. primär auf den späteren Reichshofrat. Eine stärkere Bezugnahme auf die Entwicklung der Hofräte in den Reichsterritorien und insbesondere die in anderen von Karl V. regierten Herrschaftskomplexen bestehenden Gremien wäre wünschenswert gewesen.

² Bspw. Josef Bongartz, Gericht und Verfahren in der Stadt und im Hochstift Würzburg. Die fürstliche Kanzlei als Zentrum der (Appellations-)Gerichtbarkeit bis 1618, Köln, Weimar, Wien 2020.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Auf die Untersuchung der äußeren Institution und des Personals folgt eine statistische Untersuchung der Inanspruchnahme des Hofrates. Dabei vergleicht die Autorin die Protokolle und die Aktenüberlieferung in den Stichjahren 1544, 1551 und 1556. Während die zugrundeliegenden Quellen und ihre Aussagekraft breit dargelegt werden, ist die Beschreibung der dem gesamten Teil der Arbeit zugrundeliegenden digitalen Methodik äußerst untechnisch. Mithin bleibt unklar, mit welchem Typ von Datenbanken gearbeitet und mit welchen Mitteln diese ausgewertet wurden. Angesichts der zunehmenden Bedeutung der digitalen Methodik wäre dies jedoch genauso wie eine Publikation solcher Datensätze zur Nachvollziehbarkeit und Nachnutzung wünschenswert. Die Ergebnisse dieser Analyse sind freilich höchst interessant: In Widerlegung der bisherigen Forschung habe der Hofrat Karls demnach nicht vor allem als Ansprechpartner für mindermächtige reichsunmittelbare Stände gedient, sondern sei primär von mittelbaren Reichsgliedern und Untertanen in Anspruch genommen worden. Geografisch sei der Reichshofrat vor allem im Südwesten des Reiches und in den sächsischen Reichskreisen aktiv gewesen, das Herzogtum Bayern und die durch den Hofrat Ferdinands regierten habsburgischen Erblande finden sich ebenso wieder, Reichsitalien dagegen kaum.

Zweifelsohne enthält die anschließende Untersuchung der Tätigkeit des Hofrates zahlreiche Erkenntnisse, welche als grundlegend für das Verständnis des frühneuzeitlichen Reiches gelten können: Überzeugend zeigt die Verfasserin auf, dass der Hofrat Karls V. keineswegs bereits als Instanz des ordentlichen Rechtsweges und damit als zweites Höchstgericht neben dem Reichskammergericht fungierte und auch kein politisches Beratungsgremium des Kaisers im engeren Sinne dargestellt habe. Vielmehr habe es sich bei dem Hofrat Karls V. um einen kaum normierten Parteienrat gehandelt, welcher in Vertretung des Kaisers als Ansprechpartner agiert habe. Im Sinne einer »akzeptanzorientierten Herrschaft« (534) habe der Hofrat zum Zwecke des Schutzes und der Fortschreibung des Rechts nur selten auf kaiserliche Befehle oder juristische Entscheidungen zurückgegriffen, sondern vor allem Empfehlungsschreiben, Schutzbriefe und andere Gunsterweise erlassen. Einerseits sei den Territorien trotz des regelmäßigen Eingriffes in ihre Angelegenheiten damit ein Handlungsspielraum verbleiben, womit die Gefahr einer Konfrontation mit denselben gebannt worden sei, andererseits habe sich der Hofrat so die zeitraubende eingehende Beschäftigung mit den Fällen erspart, die für endgültige Entscheidungen notwendig gewesen wäre.

Die weitgefassten Ansprüche des Werkes, entsprechende Erkenntnisse für die Reichsgeschichte und die Herrschaftsgeschichte Karls V. zu liefern, finden sich auf allen Betrachtungsebenen. Insbesondere die neuen Einsichten zur Inanspruchnahme und Tätigkeit des Hofrates möchte Ortlieb als Anstoß zur Neubewertung des späteren Reichshofrates außerhalb seiner gerichtlichen Tätigkeit verstanden wissen. Es bleibt zu hoffen, dass die Monografie, ihres Umfanges zum Trotz, dank



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ihrer feingliedrigen Struktur und des hilfreichen Glossars eine umfassende Rezeption der Erkenntnisse über die deutschsprachige Forschung zum Reich hinaus in der internationalen Forschung zur Herrschaft Karls V. findet. Denn das Werk leistet unzweifelhaft einen wichtigen Beitrag nicht nur für das Verständnis des Alten Reiches, sondern auch für die weltumspannende *composite monarchy* Karls V.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.113002](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.113002)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Matthias Schnettger, Dietrich Scholler (Hg.),
Figurationen des Nationalen. Kulturelle
Aushandlungsprozesse vom 14. bis 19. Jahrhundert,
Bielefeld (transcript) 2024, 344 S., ISBN
978-3-8376-7555-9, EUR 50,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean Schillinger, Nancy

Cet ouvrage publie le texte des conférences prononcées au cours du semestre d'été 2021 à l'université Johannes Gutenberg de Mayence, dans le cadre d'une *Ringvorlesung* organisée par les enseignants de cet établissement. Le cycle de conférences propose une approche pluridisciplinaire du fait national inspirée par les thèses du sociologue Norbert Elias sur le phénomène désigné en allemand par le terme de *Figuration* (les traductions françaises parlent de «configuration»). L'introduction apporte des précisions sur cette démarche. L'objectif est de dépasser le point de vue téléologique couramment adopté dans les études sur l'expression du fait national à l'époque moderne, qui envisage celui-ci comme une préfiguration du nationalisme qui apparaîtra au XVIII^e siècle et s'épanouira au cours du siècle suivant. La référence à Elias met l'accent sur l'appartenance des individus à des groupes et au mode de positionnement des individus au sein de groupes ou vis-à-vis de groupes. Il doit ainsi être possible de déterminer la relation complexe entretenue par l'appartenance nationale et d'autres types d'appartenance (locale, culturelle, sociale ou religieuse) et d'examiner d'éventuels recoupements d'appartenances.

L'ouvrage entreprend d'esquisser «un panorama des (con-)figurations du fait national entre le XIV^e et le XIX^e siècle» (19) et souhaite susciter d'autres recherches dans ce domaine. Il réunit douze communications que l'on peut diviser en deux groupes. Un premier groupe (huit textes) est consacré à l'étude de la référence à la nation en Europe occidentale (Italie, France, Allemagne) entre la fin du Moyen Âge et le XVII^e siècle. Les quatre dernières communications envisagent le phénomène sous des angles plus inattendus, dans une aire géographique plus large et à une époque un peu plus tardive.

La visée pluridisciplinaire apparaît de manière très nette avec la contribution du musicologue Klaus Pietschmann consacrée aux stéréotypes nationaux appliqués au domaine de la musique et à la manière dont un érudit allemand, le jésuite Athanasius Kircher, d'une part, et deux théoriciens italiens, Gioseffo Zarlino et Nicola Vicentino, d'autre part, envisagèrent cette question. La suite de la contribution examine l'évolution de la chapelle pontificale à partir du début du XVI^e siècle et son passage d'une tradition internationale correspondant à l'image de l'Église universelle au renforcement des spécificités italiennes dans le cadre d'une «école romaine» qui deviendra une référence pour l'Europe entière.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Plusieurs contributions envisagent le rôle des personnifications nationales en Italie, en Allemagne et en France. Dietrich Scholler examine la signification performative des personnifications d'*Italia* chez Dante et Pétrarque. Chez Dante, *Italia* apparaît, dans une allégorie complexe, sous les traits d'une femme abandonnée, mais aussi d'un cheval sauvage. Il y a un appel implicite à une figure masculine, que l'on identifie comme l'empereur Albrecht I^{er}, qui décevra les attentes du poète. Chez Pétrarque, *Italia*, qui possède des traits empruntés à Laure, la muse du poète, attend un libérateur, qui ne sera plus l'empereur germanique, mais dont le poète voit l'image dans Jules César, «préfiguration d'un nouvel État italique/italien, dont le centre serait Rome» (62). Les références à *Germania* aux XVI^e et XVII^e siècles sont examinées par Matthias Müller, qui montre l'utilisation qu'en firent certains souverains et s'interroge sur les raisons politiques et religieuses qui empêchèrent la *Reichsmutter* (mère de l'Empire) de devenir une figure identificatrice pour les Allemands. *Gallia* est étudiée par Elke Anna Werner à travers sa présence dans le cycle allégorique peint par Rubens pour Catherine de Médicis au Palais du Luxembourg (1622–1625). On relève l'identité fluide de l'allégorie, qui change de vêtement, voire d'identité sexuelle, ce qui semble renvoyer à la polysémie de l'usage du concept de nation à l'époque moderne. *Gallia* légitime les ambitions politiques de la reine, présentées comme la réponse aux souhaits de la France. Les images, en tant qu'objets esthétiques, formulent de manière novatrice une représentation de la France sous l'aspect d'une personne humaine dans laquelle se configure (*figuriert*) la volonté politique d'une communauté (232).

L'Italie est au centre des considérations de Claus Arnold, qui pose la question, inspirée par un article de Carlo Ginzburg: «Un pays fondé sur l'Inquisition?» L'Inquisition est fréquemment considérée comme le symbole de la domination cléricale, responsable du retard dans la construction nationale italienne. Mais certaines voix insistent aussi sur le rôle joué par la papauté dans la préservation de l'«italianité», manifeste sur le plan linguistique et historiographique. Matthias Schnettger se penche sur le plurilinguisme de la cour impériale de Vienne et particulièrement sur le rôle de la langue italienne, en concurrence avec l'espagnol (qui ne réussit jamais à s'imposer de manière durable), avant que ne s'installe l'hégémonie du français au cours du XVIII^e siècle. Bettina Braun examine, à propos de l'Allemagne, le rôle tenu par les relations conflictuelles avec d'autres puissances dans l'éclosion d'un sentiment identitaire. Le titre de l'article, «Die Deutschen und ihre Feinde», renvoie à l'ouvrage de Martin Wrede «Das Reich und seine Feinde». Mais là où Wrede affirme le rôle majeur des antagonismes dans l'émergence de sentiments identitaires, Bettina Braun exprime son scepticisme et juge qu'il est difficile de saisir l'impact réel des représentations phobiques, sachant que celles-ci ne touchent jamais l'ensemble du corps social. Andreas Gipper se penche sur le rôle des traductions dans l'émergence d'un sentiment national français lié à la langue et à la littérature. Les traducteurs sont généralement considérés comme des passeurs, mais certains d'entre eux, notamment au XVII^e siècle, ont plutôt



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

contribué à ériger des frontières linguistiques et culturelles, dans la mesure où la traduction se fait dans un esprit d'émulation et de rivalité. La Querelle des Anciens et des Modernes apparaît ainsi liée à la revendication de la supériorité de la culture moderne française sur les modèles antiques dominants jusqu'alors.

Les quatre dernières contributions élargissent le champ d'investigation du point de vue géographique et du point de vue de la problématique. Hans-Christian Maner étudie les phases initiales de la formation d'une identité nationale chez les Roumains de Transylvanie aux XVIII^e et XIX^e siècles, dans un contexte où la nation est étroitement liée à des données religieuses et où le discours sur la nation est, initialement, exclusivement le fait d'ecclésiastiques. La conception de la »nation ecclésiale« (Kirchennation) ne sera dépassée qu'à partir de 1848, lorsque le discours national sera relayé par des intellectuels laïcs. La contribution de Jan Kusber sur la constitution nationale dans l'Empire russe prend un relief particulier du fait du conflit actuel entre l'Ukraine et la Russie et des argumentations accompagnant celui-ci. À des récits réduisant l'Ukraine à une dépendance de la Russie, répondirent d'autres discours, où des concepts comme pays, peuple et nation étaient régulièrement appliqués à l'Ukraine. La faiblesse de l'imprimerie en Ukraine peut expliquer la diffusion et la conservation médiocres de ces textes. Barbara Henning envisage les relations d'origine, d'appartenance et de solidarité non dans le cadre d'une nation, mais dans celui de la diaspora constituée par les voyageurs occidentaux dans l'Empire ottoman, dans un environnement radicalement étranger et parfois hostile. Enfin, Stephan Leopold examine la *Carta de Jamaica* rédigée en 1815 par Simón Bolívar. Bolívar considère la situation nouvelle née de la fin de la domination de l'Espagne sur l'Amérique latine. Pour légitimer la naissance d'une république panaméricaine (qui ne verra jamais le jour), il sape les fondements du discours par lequel l'Espagne justifiait sa domination, notamment les références religieuses. Il remplace celles-ci par l'annonce du retour du dieu aztèque Quetzalcóatl, souverain sage et juste, en qui on peut sans doute voir une image de Bolívar lui-même.

Les contributions contenues dans cet ouvrage, référées à des époques, des aires géographiques et des problématiques très diverses, ouvrent des pistes de réflexion stimulantes. Peut-être regrettera-t-on que la problématique liée au concept de *Figuration*, présent dans le titre et évoqué dans l'introduction, ne soit pas davantage retenue et explicitée dans les différentes contributions.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Peter Schröder (Hg.), Zur Entstehung des Staates. Staat und Souveränität im politischen Denken der Frühen Neuzeit, Baden-Baden (Nomos) 2024, 216 S. (Staatsverständnisse, 180), ISBN 978-3-8487-8025-9, DOI [10.5771/9783748924173](https://doi.org/10.5771/9783748924173), EUR 54,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jan Simon Karstens, Paris

Peter Schröders Monografie ist keine im engeren Sinne geschichtswissenschaftliche, sondern eine ideengeschichtlich-politikwissenschaftliche Arbeit. Dieser grundsätzliche Hinweis ist wichtig, weil die disziplinäre Zuordnung des Werkes dessen Fragestellung, Methodik und die Auswahl der behandelten Autoren und Quellen prägt.

Im Fokus des Buches stehen Theorien bekannter frühneuzeitlicher Staatstheoretiker über den Ursprung des Staates. Daraus leitet Schröder Fragen nach den historischen Vorstellungen darüber ab, wie Souveränität entsteht, wer sie innehat, ob ihr widerstanden werden darf und welche Folgen der Anspruch souveräner Staaten, keine höhere Autorität anzuerkennen, für ihre zwischenstaatlichen Beziehungen hat. Schröder skizziert diese Fragen in seiner Einleitung, wo er auch Einblick in seine ideengeschichtliche Methodik gibt, für die eine Unterscheidung von Wort und Begriff sowie eine Rücksichtnahme auf historische Wandlungen des Sprachgebrauchs bei der kritischen Textarbeit zentral sind. Auch wenn er eingangs ausführlich auf Jean Bodin eingeht, stellt er direkt klar, dass die Theorien Thomas Hobbes' und die Auseinandersetzung anderer Autoren damit im Folgenden zentral sind.

In insgesamt neun Kapiteln zieht Schröder Verbindungslinien zwischen den Ideen und Konzepten bekannter Staatstheoretiker der Frühen Neuzeit aber auch des 19. und 20. Jahrhunderts. Dabei widerlegt er verbreitete aber unsachgemäße Interpretationen anhand einer genauen Analyse seiner Primärquellen, bei denen es sich fast immer um Monografien handelt. Es gelingt ihm so, die Relevanz der Frühen Neuzeit als Vorgeschichte späteren politischen Denkens aufzuzeigen, aber immer wieder auch deren Eigenständigkeit als Epoche zu berücksichtigen.

Im ersten Kapitel analysiert Schröder Vorworte und Widmungen, um so die Selbstverortung von Autoren zu rekonstruieren und ihre jeweilige soziale Position zu beschreiben. Auf diese Weise bietet er einen Überblick über die im folgenden behandelten Autoren von Machiavelli bis Rousseau, wobei Hobbes besonderen Raum einnimmt. Wichtig ist Schröder schon hier eine Auseinandersetzung mit Zerrbildern, wie sie beispielsweise über Machiavelli kursieren.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Auf diesen Überblick folgen sechs thematisch geordnete Kapitel, die meist Hobbes und seine Thesen mit einem anderen frühneuzeitlichen Autor in Bezug setzen. Es geht in Kapitel zwei um das bei Althusius und Hobbes sehr unterschiedlich gedeutete Verhältnis von Religion und Staat, wobei Hobbes' umfassendes Souveränitätsverständnis den Ankerpunkt für die folgenden Kapitel bildet. Althusius korporatistisch-aristokratisches Souveränitätskonzept erscheint hingegen als Ausnahme. Das dritte Kapitel behandelt die Frage nach Freiheit und Widerstandsrecht bei Hobbes und Grotius, wobei Grotius' Einschränkung der herrschaftlichen Souveränität besonders hervorgehoben wird. Bemerkenswert ist, dass Schröder bei beiden Autoren Überlegungen zur Bedeutung von Eroberungen als Grundlage von Souveränität beschreibt. Dies spielt in späteren Kapiteln über das Völkerrecht erneut eine Rolle. Kapitel vier und fünf sind Pufendorf gewidmet, genauer dessen Analyse der Reichsverfassung und Reformideen. Schröder bietet hier eine gelungene Einordnung des oft auf seine Kritik am Reich reduzierten Pufendorf, die auch dessen im Naturrecht fundierte Thesen über zwischenstaatliche Beziehungen thematisiert. In Kapitel sechs rückt Schröder Leibniz und dessen Theorie internationaler Beziehungen in den Fokus, die in Abgrenzung von der Kriegspolitik Ludwigs XIV. entstanden. Im Zentrum steht die Frage nach dem Verhältnis von Macht und Recht und nach der Möglichkeit, eine Friedensordnung zwischen Staaten zu schaffen, die jeweils keine höhere Autorität anerkennen. Den Abschluss des im engeren Sinne frühneuzeitlichen Teils bildet ein Kapitel zu Rousseaus' kritischer Auseinandersetzung mit Hobbes. Damit widerspricht Schröder der Lesart, beide würden bezüglich Menschenbild und Vertragstheorie nahezu übereinstimmen. Er hebt stattdessen Gegensätze im Freiheitsbegriff und in der Deutung der Staatsbildung hervor.

An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass Schröder den historischen Kontext der Autoren und Werke seinem Erkenntnisinteresse entsprechend nur kurz behandelt. Zwar erklärt er bestimmte Entwicklungen mit Bezug auf die historischen Umstände und geht auf zeitgenössische Rezeptionen ein, doch dies bleibt aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive sehr knapp.

In zwei abschließenden Kapiteln rückt Schröder schließlich moderne Autoren und deren Rezeption neuzeitlicher Theorien in den Fokus. Zunächst befasst er sich mit der Rezeption Machiavellis durch Friedrich Nietzsche anhand des für beide zentralen Begriffs der Macht. Dabei distanziert er sich deutlich von einer simplen Deutung des Italieners als Apologeten der Autokratie. Den Abschluss bildet ein Kapitel zu Carl Schmitts Überlegungen zum Umgang mit Feinden, die außerhalb der Staatsordnung stehen. Dies wird anhand von dessen Rezeption antiker und frühneuzeitlicher Aussagen über Piraten und der Spannung zwischen dem Ideal einer Einhegung des Krieges und seiner Entgrenzung im 19. und 20. Jahrhundert thematisiert.

Bezüglich der verwendeten Literatur fällt insgesamt auf, dass Schröder im Bereich der politischen Ideengeschichte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

kenntnisreich aktuelle und klassische Studien kombiniert. Für die historische Kontextualisierung verwendet er hingegen tendenziell ältere Standardwerke, was sich in seinen Einordnungen widerspiegelt. Insbesondere Erkenntnisse der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte finden kaum Beachtung.

Dies leitet zu zwei Punkten über, die angesichts der analytischen Leistungen Schröders keine Kritik, sondern den Wunsch nach Ergänzung zum Ausdruck bringen sollen. Zum einen ist es für das Genre typisch, aber zugleich bedauerlich, dass Schröder bis auf wenige Ausnahmen nur Monografien analysiert. Viel öfter wären Einblicke in Briefe seiner Autoren oder in Quellen ihrer Zeitgenossen, sowohl Kollegen wie Konkurrenten, spannend, um die Genese und Rezeption der Theorien besser zu verstehen. Dies könnte zum anderen auch einen Beitrag dazu leisten, das klassische Bild vom einsamen Genie zu hinterfragen, das seine Ideen aus dem Studium von Schriften großer Denker gewinnt und wiederum in einen Diskurs mit zukünftigen großen Denkern einspeist. Die Wissenschaft der Frühen Neuzeit ist in der Forschung in den letzten drei Jahrzehnten immer stärker als diskursiv und vor allem als arbeitsteilig und kooperativ beschrieben worden. Hier böte sich erhebliches Potenzial dafür, Schröders gelungener inhaltlicher Analyse und seinen interessanten Beobachtungen zu frühneuzeitlichen Vorstellungen über Souveränität, Vertragstheorie, Widerstandsrecht, zwischenstaatliche Gewalt sowie Völkerrecht mehr historische Tiefe zu verleihen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nicolas Soulas (dir.), Familles en (contre-)Révolution, (contre-)Révolution en famille? Mobilisations, conflits et transmissions politiques, Paris (Société des études robespierristes) 2024, 250 p. (Études révolutionnaires, 23), ISBN 978-2-908327-80-9, EUR 20,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jürgen Schlumbohm, Göttingen

Der Band behandelt im Wesentlichen nicht die Gesetzgebung der Französischen Revolution zur Familie, auch nicht die Metaphern aus dem Bereich der Familie, die den politischen Diskurs von Revolution und Konterrevolution prägten. Vielmehr befassen sich die sechzehn Beiträge sowie Einleitung und Konklusion mit den Praktiken unterschiedlichster Familien angesichts der revolutionären Erschütterungen. Meist handelt es sich um Fallstudien in kleinem Maßstab: Ein oder zwei Familien, ein Ort, eine kleine Region oder eine eng umrissene soziale Gruppe stehen im Mittelpunkt. Hervorgegangen ist das Buch aus einem Kolloquium, das 2022 unter dem gleichen Titel stattfand.

In der Einleitung (7–14) gibt der Herausgeber Nicolas Soulas einen kurzen Abriss des Forschungsstandes und eine knappe Einordnung der Beiträge des Bandes. Die ersten vier Aufsätze sind unter der Überschrift »Faire la (contre-)Révolution en famille« dem Themenbereich »Mobilisierungen« zugeordnet. Mathilde Chollet und Huguette Krief nutzen den von ihnen herausgegebenen Briefwechsel der Bankiersgattin und Romanschriftstellerin Sophie Cottin¹, um die Haltung der protestantischen Bankiersfamilie Cottin zur Revolution darzustellen (19–31). Der Clan Cottin war durch Familienbande, Geschäfte und Heiraten eng zusammengefügt. Auch zur revolutionären Umwälzung bezogen die Cottins einheitlich Stellung: Bis Ende 1791 war die Reaktion politisch und geschäftlich positiv, danach wandte sich die Familie der Konterrevolution zu. Die Gemeinsamkeit der Haltung war geprägt durch die geteilte Begeisterung für Rousseaus Ideen. Licht fällt nicht zuletzt auf die Haltung der Frauen, insbesondere auf Sophie Cottin, die nach dem frühen Tod ihres Mannes ihr Haus als »Matriarchin« führte und sich von den früheren politischen Ideen löste. Den Familien der Emigranten aus der Bretagne, vor allem deren Frauen, wenden sich Maria Goupil-Travert und Solenn Mabo zu (33–44). Gestützt auf die Akten der Repression gegen die Konterrevolution und die Gesuche, von der Liste der zu bestrafenden Emigranten gestrichen zu werden, zeigen die Autorinnen, dass einige Frauen auch ohne ihre Männer den Weg ins Exil antraten und dass andere, die in der Heimat blieben, dort



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Mathilde Chollet, Huguette Krief (Hg.) Sophie Cottin, Correspondance complète, 3 Bde., Paris 2021–2024.

im gleichen Sinne wie ihre ausgewanderten Männer politisch aktiv waren.² Clément Weens behandelt die Familien der Soldaten, die in den Dienst der revolutionären Armee getreten waren (45–55). Obwohl der Gesetzgeber den Haushalten, deren Ernährer im Felde standen, Unterstützung zusagte, zeigen die Petitionen der Betroffenen, dass die Hilfe oft unzureichend war und unter dem Direktorium fast vollständig versiegte. Anne Rolland-Boulestreau rückt drei Cousins aus der Vendée ins Zentrum, die mit aller Härte gegen den konterrevolutionären Aufstand kämpften (57–67).³ Während manche Familien im Bürgerkrieg gespalten waren, traten die Clémenceaus geschlossen auf. Als wohletablierte Notabeln der Region traf sie jedoch – im Gegensatz zu anderen – unter Direktorium und Konsulat keine Rache, sondern sie konnten mit neuen Ämtern ihre Position halten.

In den folgenden Beiträgen, vereinigt unter dem Titel »Familles déchirées, familles réconciliées«, richtet sich die Aufmerksamkeit verstärkt auf die Brüche und Konflikte in den Familien. Bertrand Delahaye betont in seiner Studie über Solidarität und Dissens in den Familien des Anjou die Bedeutung der Religionsfrage für die politische Haltung: Ob die Zivilverfassung des Klerus angenommen oder abgelehnt wurde, bestimmte die Stellung für oder gegen die Revolution (71–81). Bei den Familien, aus denen mehrere Söhne dem Klerus angehörten, war deren Haltung zum Eid auf die Verfassung meist, aber nicht immer einheitlich. Der Konflikt wurde in den Familien ausgetragen, doch bei manchen war der Zusammenhalt stärker als der religiöse und politische Streit.⁴ Pierre Meignan stellt die Gesetzgebung der Revolutionszeit gegen die Anhäufung von Ämtern in einer Familie dar (83–92). Er betont, dass diese Vorschriften nur wenige lokale Ämter betrafen; zudem wurde die Einhaltung offenbar nicht nachdrücklich überwacht. Boris Deschanel zeigt, wie die größeren Kaufleute des Haut-Dauphiné ihre Strategien während der Revolution anpassten: Dank ihrer Familien-Verbindungen konnten sie auch unter den neuen Bedingungen politische Ämter einnehmen und meist ihre Vermögen sichern (93–103).⁵ Gabrielle Housset erzählt die ungewöhnliche Geschichte eines *ménage à trois*, bestehend aus einem Ehepaar, einem Liebhaber und deren Kindern: Vereint durch Liebe, geschäftliche Interessen und politische Aktivität, blieb ihre Verbindung ungebrochen bis zur Hinrichtung als Konterrevolutionäre (105–115). Dabei war auch die Frau geschäftlich und politisch sehr aktiv. Durch Petitionen erreichte sie zwar nicht die Verschonung von der Todesstrafe,

² Näheres jetzt bei Solenn Mabo, *Citoyennes ou rebelles: des Bretonnes dans la Révolution française*, Rennes 2025.

³ Dazu auch Anne Rolland-Boulestreau, *Punir et détruire en Vendée: la justice d'exception en guerre civile (1793–1794)*, Paris 2023.

⁴ Siehe auch Bertrand Delahaye, *Jacques-Antoine Coquille d'Alleux, le prédicateur patriote, 1747–1805*, Rennes 2024.

⁵ Siehe auch Boris Deschanel, *Commerce et révolution: les négociants dauphinois entre l'Europe et les Antilles (années 1770–années 1820)*, Grenoble 2018.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wohl aber ein allgemeines Dekret, dass die kleinen Kinder von Eltern, deren Vermögen konfisziert wurde, auf Kosten des Staates aufgezogen werden sollten.

Es folgen fünf Aufsätze zur Weitergabe der Erfahrungen aus der Revolutionszeit, »Expérience (contre-)révolutionnaire, mémoires et transmissions familiales«. Maria Sofia Mormile zeigt aufgrund ihrer Dissertation, wie die bourbonischen Prinzen der verschiedenen Zweige in der Emigration ihre differierenden politischen Positionen und ihre gemeinsamen dynastischen Interessen austarierten (119–128). Philippe Bourdin demonstriert am Beispiel zweier Familien von Provinz-Adeligen, wie unterschiedlich die Wege von der Revolution bis zur Restauration waren und in welchem Maße es trotz aller Konflikte einen gewissen Zusammenhalt in den Familien gab (129–141). Côme Simien betrachtet etwa 60 Kinder von Deputierten der Convention Nationale: Wie sah ihre Schulausbildung aus, gab es Gemeinsamkeiten und Freundschaften unter ihnen, und, nicht zuletzt, wie gingen sie mit dem politischen Erbe ihrer Väter um (143–155)? Siân Reynolds zeigt an einer Reihe von Beispielen, welche Bedeutung ihre Beziehungsnetze für die Witwen und Kinder von hingerichteten und verfolgten Revolutionären hatten: Familie, Verwandtschaft, berufliche Kollegen, politische Freunde, Konfessionsverwandte (157–165). Paul Chopelin und Bruno Dumons untersuchen zwei Gruppen von Genealogen in Lyon (167–180). Die eine war seit dem späten 19. Jahrhundert, die andere seit den 1980er-Jahren aktiv. Beide kultivieren das Andenken an die hingerichteten Aktivisten des gegenrevolutionären Aufstands in Lyon 1793. Durch Sammlung und Veröffentlichung der Stammbäume mit den Nachfahren dieser »Märtyrer« soll der Zusammenhalt eines katholisch-monarchistischen Kreises von Notabeln hergestellt und befestigt werden.

Die drei letzten Aufsätze widmen sich dem Département Drôme, wo das Kolloquium 2022 stattfand. Benoît Charenton und Julien Mathieu geben einen Überblick über die Quellen der von ihnen geleiteten Départements- und Kommunal-Archive sowie Beispiele für Auswertungen zu den Fragen, die die Konferenz leiteten (185–204). Virginie Martin zeigt, wie zwei aus dieser Gegend stammende Familien, die nicht verwandt waren, einen so intensiven Zusammenhang lebten, dass sie sich wie eine einzige Familie betrachteten und verhielten (205–223). Der eine Familienvater war Deputierter der Convention Nationale, seine Frau die durch ihre Briefe bekannt gewordene Rosalie Jullien⁶; der andere lebte als Kaufmann im Département Drôme und war dort für die Revolution tätig. Freilich übersieht Martin die feinen Risse nicht, und sie beschreibt die Brüche, die nach dem Ende der Jakobinerherrschaft hervortraten. Nicolas Soulas stellt drei

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.113005](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.113005)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁶ Lindsay A. H. Parker, *Writing the Revolution: a French Woman's History* in *Letters*, Oxford 2013; Annie Duprat (Hg.), »Les affaires d'État sont mes affaires de cœur«. *Lettres de Rosalie Jullien, une femme dans la Révolution, 1775–1810*, Paris 2016.

Brüder vor, die samt ihrem Vater gemeinsam für die radikale Revolution agierten, und zeigt, wie sie von Verwandten und alten Freunden, die sich zur »aristokratischen« Partei wandten, bekämpft wurden (225–232). Er betont, dass trotz dieser heftigen Konflikte zwischen den verwandten Familien eine gewisse Verbindung bestehen blieb, die bei Gefahr für Leib und Leben Schutz gewähren konnte.⁷

Jean-François Chauvard hebt in seiner »Conclusion« einige Aspekte aus den Beiträgen hervor, die über die Einzelfälle hinaus Beachtung verdienen (237–245). Insgesamt bietet der Band einen bunten Strauß von Miniaturen, die vielfach auch als Hinführung zu den umfassenderen Arbeiten der Autorinnen und Autoren dienen können.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁷ Zu dieser Familie jetzt Nicolas Soulas, *Familles et individus à l'épreuve: Les Payan, de la révocation de l'édit de Nantes à l'âge des révolutions*, Rennes 2025.

**Nicole Stadelmann, Mobile Ökonomien.
Das Wirtschaften und Haushalten St. Galler
Handwerkerfamilien in der Frühen Neuzeit,
Göttingen (Wallstein) 2024, 509 S., 58 z. T. farb. Abb.
(Frühneuzeit-Forschungen, Peter Burschel, Renate
Dürr, André Holenstein, Achim Landwehr, 25), ISBN
978-3-8353-5605-4, DOI [10.46500/83535605](https://doi.org/10.46500/83535605), EUR 56,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Vincent Demont, Nanterre

Comment décrire, comment comprendre organisations et marchés du travail dans une ville moderne? Les 6000 à 7000 habitants de Saint-Gall offrent, pour répondre à ces questions, un remarquable observatoire, d'autant que Nicole Stadelmann maîtrise sur le bout des doigts la documentation qu'ils ont laissée – jusqu'à co-diriger aujourd'hui les archives de la ville. Mais, davantage que sur l'érudition, cette thèse repose sur une solide méthode: le va-et-vient constant, tout au long des 443 pages de texte, entre une approche prosopographique saisissant 3238 bourgeois de St-Gall (avant tout grâce à des sources fiscales), et des études de cas explorant plus avant d'autres types de sources: protocoles du conseil, archives corporatives ou judiciaires, ou encore testaments. Le quantitatif, qu'illustrent richement tableaux et graphiques, situe donc toujours les points de vue qualitatifs, permettant de placer ceux-ci dans la cartographie mouvante d'un artisanat urbain qui, en Suisse orientale, fut longtemps dominé par la production de toiles de qualité, mais que heurtèrent de plein fouet les crises de la fin du XVII^e siècle puis, mi-XVIII^e siècle, l'essor des cotonnades.

Economie corporative? La tradition, à Saint-Gall comme ailleurs, l'a longtemps affirmé sans réelle mise à l'épreuve. Les renouveaux européens de l'histoire des corporations, dans lesquels cette étude se situe pleinement, par la recherche constante de points de comparaisons pris dans un espace allant de l'Italie à la Saxe, de Londres ou Paris à Vienne, permettent une approche souple, non strictement réglementaire, de la réalité des métiers. Et si les métiers apparaissent bien comme un objet central du livre, c'est avant tout par l'extension presque indéfinie de leurs marges et espaces d'indétermination, zones grises où ce qui n'est pas permis n'est pas non plus véritablement interdit: empiètements réglementaires mineurs, bien sûr, mais aussi chevauchement, à l'échelle des acteurs, entre travail incorporé et gagne-pain informel, voire activité non artisanale. Au vrai, ces espaces indéterminés apparaissent tout aussi indispensables au fonctionnement des métiers que leurs règlements et hiérarchies: traditionnellement laissées de côté par les structures formelles (hormis dans le cas, rare, des corporations largement ou exclusivement féminines organisant couture et séchage des toiles, 256), les femmes jouent ici un rôle majeur, éclairé bien au-delà des émergences documentaires ponctuelles dues au veuvage,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

jusque dans l'informalité caractéristique de leurs apprentissages et dans le rôle joué dans l'adaptabilité de »maisonnées ouvertes«, feux et familles à géométrie variable dont l'analyse forme l'autre cœur de l'étude.

La progression de l'ouvrage est résolument empirique. Après un avant-propos historiographique et méthodologique, l'autrice présente six trajectoires, individuelles et familiales, illustrant et démontrant (même si elle n'emploie pas ce terme) l'*agency* des artisans de Saint-Gall, quel que soit leur niveau de fortune. Celle d'artisans riches, d'abord: fabricants de bas employant orphelins ou détenus de la maison de force avant de fonder une corporation et, ce faisant, de réglementer l'activité qu'ils dominent, tailleurs dont des femmes, très vite, gèrent l'atelier et l'embauche de la main d'œuvre quitte à empiéter sur les règles du métier. Celle d'ambitieux, aussi, et de manière finalement logique: teinturiers inscrits dans les réseaux urbains du crédit et qui tentent d'édifier, au mépris des règles municipales, un nouvel atelier. Mais aussi, et c'est peut-être le plus intéressant, celle d'artisans parmi les plus pauvres, bouchers sans le sou dans un métier plutôt riche qui, néanmoins, participent à la représentation politique urbaine, cordonniers miséreux et finalement poussés à l'émigration, ou encore artisans »pluriels« combinant sous-traitance artisanale, emplois municipaux féminin (sage-femme) ou masculin (veilleurs de nuit), voire embauche comme mercenaire dans une stratégie de survie »touche-à-tout« (mais l'est-elle vraiment?). Longue, parfois très longue (près de deux cents pages!), cette immersion dans un monde artisanal européen (et se vivant comme tel: les passementiers de Saint-Gall, en 1676, se dotent de statuts orientés vers les usages de leur métier dans un Saint-Empire dont la ville est politiquement détachée depuis belle lurette!) aurait peut-être méritée ou mériterait encore d'être publiée sous forme d'études de cas séparées; mais elle convainc, et prépare la suite. Ce sont ensuite différents facteurs contribuant à l'adaptabilité des économies domestiques qu'observe l'autrice: jeu sur les délimitations professionnelles corporatives, arbitrages entre divers types d'activité (incluant la sous-traitance ou des travaux non-artisanaux), modalités différenciées des apprentissages – notamment en fonction du genre –, souplesse démographique des foyers compris comme des »maisonnées ouvertes«, montrent l'étendue des registres d'action desquels pouvaient jouer les artisans pour survivre. Car c'est bien, et de plus en plus, de survie qu'il s'agit dans ce monde, ce que démontre la troisième et dernière partie.

De 1680 à 1713, l'augmentation de la part des artisans au sein de la population bourgeoise s'explique sans doute par un effet de sources. Mais l'appauvrissement, la paupérisation voire la prolétarianisation de ces populations sont, elles, hors de doute, puisque prouvés par divers indicateurs (en particulier démographiques: la taille des foyers d'artisans diminue jusqu'à un très faible minimum de trois personnes par feu, en 1739, bien en deçà des moyennes connues dans le monde helvétique). Les multiples métiers créés entre la fin du XVII^e et le début du

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.113007](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.113007)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

XVIII^e siècle ne doivent pas faire illusion: le mouvement de fond est bien celui d'un basculement vers un artisanat rural, vers une production à la qualité peu vérifiée mais au prix d'autant plus attractif que les clientèles urbaines perdent en pouvoir d'achat. Dans ce cercle vicieux qui s'amorce, la plasticité de l'artisanat saint-gallois ne pèse finalement pas assez pour enrayer un déclin de la ville, voire une »désurbanisation« de la production.

L'autrice conclut sur la possibilité, via un gradient combinant mobilité géographique, plasticité sociale des mondes artisanaux et diversité des activités menées, de distinguer trois grands types résumant l'ensemble des situations observées. La grande majorité des artisans de Saint-Gall vit de combinaisons variables de pluriactivité, de travail salarié et d'une mobilité géographique fonctionnant comme une soupape régulant la taille du foyer. Un groupe plus restreint, plus fortuné aussi, se caractérise par l'importance des ateliers, d'appartenances corporatives n'impliquant pas de strict respect des règles du métier, de l'insertion dans les réseaux du crédit urbain, et par la tendance, surtout, à se marier sur place, y compris lorsque la formation implique (pour les garçons essentiellement) un ou des séjour(s) à l'étranger. Les plus riches, enfin, combinent capital économique, social et honorifique (charges et dignités corporatives ou municipales). Mais dans aucun de ces trois cas univers libre et incorporés ne s'opposent: ils ne fonctionnent au contraire qu'avec l'appui l'un de l'autre.

Cette construction d'ensemble reposant sur une montée en généralité n'est pas sans effet: l'accumulation de cas, aussi fouillés et passionnants qu'ils soient, induit en effet une vision biographique du temps, que celle-ci structure la description de vies individuelles ou de destinées d'une famille. Mais ce temps des sources, de la vie individuelle, n'a pas à être exclusif d'autres rythmes, d'autres saisies – c'est peut-être là la principale critique à adresser à cet ouvrage hautement recommandable. À peine la moitié des fils choisissent le métier de leur père, deux tiers des mariages unissent des conjoints d'arrière-plans professionnels distincts: si les mobilités sociales des acteurs, et la plasticité de leur univers social, sont frappantes à l'échelle des familles, elles ne le sont plus du tout à l'échelle du milieu. De l'aveu même de l'autrice, les trajectoires sociales sortant de l'artisanat sont quasi-inexistantes. Mobilité et plasticité des activités à l'échelle des acteurs, simultanéité de l'incorporé et de ce qui ne l'est pas à l'échelle des métiers, mais, à l'échelle de l'ensemble du corps social, verrouillage des parcours: au terme de cette foisonnante, convaincante et – disons-le – passionnante étude, ce paradoxe aussi mériterait d'être mis en avant.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Deborah Steinberger, *Women's Stories in Le Mercure Galant (1672–1710). Feminine Fictions in an Early French Periodical, Amsterdam (Amsterdam University Press) 2024, 222 p. (Gendering the Late Medieval and Early Modern World, 26), ISBN 978-94-6372-618-4, EUR 117,00.*

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Helga Meise, Reims

Der schmale Band eignet sich als Einführung für ein englischsprachiges Publikum, das sich für die literarischen und kulturellen Verhältnisse des Ancien Régime interessiert. Er führt frühere Arbeiten der Autorin über den *Mercure Galant* zusammen, das Journal, das Jean Donneau de Visé (1638–1710) 1672 gestartet und bis zu seinem Tod 1710 redaktionell betreut hatte. Die Zeitschrift war ein Novum und sofort erfolgreich: Sie sicherte dem umtriebigen Autor von Dramen und »nouvelles«, kurzen Erzählungen, endgültig einen Platz in der Pariser Literaturszene; gleichzeitig wurde sie zum Zugpferd des Gallotropismus, insbesondere beim weiblichen Lesepublikum: In den Bibliotheken deutschsprachiger Fürstinnen ist sie bis weit ins 18. Jahrhundert hinein präsent.

Der *Mercure* erschien mit nur geringen Unterbrechungen oder Eingriffen in Aufbau und Inhalt monatlich in Paris, von 1677–1695 auch in Lyon; von 1678 bis 1685 versammelte er vierteljährlich Einsendungen von Leserinnen und Lesern im Supplement *Extraordinaire du Mercure galant*: »in order to accomodate the abundant submissions from enthusiastic readers eager to see themselves in print« (20). Der *Mercure* sieht sich an der Seite der »Modernes«. Donneau de Visé gewinnt Thomas Corneille, Bernard le Bovier de Fontenelle und Charles Perrault als Mitarbeiter, ebenso die erfolgreichen »alten« und »neuen« Autorinnen Madeleine de Scudéry, Catherine Bernard, Madame Des Houlières, Madame de Villedieu.

Die insgesamt 488 Bände in Duodezformat mit jeweils rund 350 Seiten Umfang unterstellen sich von Anfang an dem Lob des Monarchen und decken dabei die unterschiedlichsten Themen ab, Nachrichten über die Kriege des Königs, die Politik im In- und Ausland, Justiz und Verwaltung, Naturwissenschaften und Medizin, den Literatur- und Kulturbetrieb in Paris. Schicksale einzelner, die zwischen Liebe und Galanterie, Familie und Ehe zerrieben werden, sind ebenso präsent wie spektakuläre *fait divers*, Mordfälle, Missgeburten, Aberglauben. Der *Mercure* will informieren und unterhalten. Dem entspricht das Aufgebot an journalistischen und literarischen, vornehmlich kurzen Formen: Armeelisten, Berichte über höfische Feste und die Einzüge von Botschaftern, über Familien und ihre Genealogien stehen neben Gedichten, Rätseln, Gesprächsspielen, Noten und den gerade



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

modernen »nouvelles«: »Par réaction contre les longs romans baroques, la période classique vit le triomphe du genre narratif bref«.¹

Jede Nummer wendet sich als Brief an »Madame«, eine Dame, die aus Paris in die Provinz verzogen ist und die Neuigkeiten aus der »großen Welt« dort weitergibt. Die Anrede, die Ausrichtung an Frauen und ihre Mitwirkung sind Programm: der *Mercure* erklärt, dass nur Werke, die Gefallen beim weiblichen Publikum finden, erfolgreich sein können. Schon Monique Vincent hatte im Titel einer ihrer grundlegenden Arbeiten den *Mercure galant* als »la première revue féminine d'information et de culture« bezeichnet.² Deborah Steinberger knüpft daran an. Sie zitiert Donneau de Visés Überzeugung, dass das Geheimnis literarischen Erfolgs im Gefallen der Frauen gründet (17), und will zeigen, dass dies von einem Moment abhängt: »performing the act of listening to women«: »The *Mercure* situates itself both as an intermediary and an interlocutor, using the *nouvelle* specifically as a vehicle to amplify women's voices and to promote empathy for the challenges they faced« (ebd.).

In fünf Kapiteln demonstriert sie exemplarisch an einzelnen »nouvelles«, wie der *Mercure* Frauen zuhört und ihnen eine Stimme gibt. Die Kapitel betrachten ihre Liebe, die Freundschaften, die sie pflegen, die Waffen bzw. die Gewalt, zu denen sie greifen, und den Glauben, an dem sie festhalten, namentlich als Protestantinnen und in dem Moment, in dem Ludwig XIV. 1685 das Edikt von Nantes widerruft und ihnen damit den Kampf ansagt. Steinbergers Zusammenfassungen der von ihr ausgewählten »nouvelles« sind prägnant. Figuren und Geschichten gewinnen an Kontur, überraschende Wendungen treten hervor; der Unterhaltungswert wird deutlich. Die Interpretationen führen sodann die »Parteilichkeit«, mit der die »nouvelles« den Protagonistinnen Handlungsspielräume innerhalb der ihnen durch soziale Zugehörigkeit und ihren Personenstand als Tochter, Ehefrau oder Witwe auferlegten Ordnung lassen, im Einzelnen vor.

Der *Mercure* bietet jedoch insgesamt 373 »nouvelles« (146), Steinberger behandelt nur einen Bruchteil davon. Ihre »close readings of representative *nouvelles*« (29) sind überzeugend, bleiben aber auf den Einzelfall beschränkt. Die Repräsentativität der ausgewählten »nouvelles« wird nicht dargelegt und erklärt sich auch nicht daraus, dass einige in den verschiedenen Kapiteln weiter interpretiert werden. Der *Mercure* verspricht »histoires véritables«, »quelques aventures nouvelles en forme d'histoires« und »chaque semaine [d']une histoire nouvelle«; Steinberger handelt das Verhältnis von »histoire« und Fiktion nur kurz ab. Verbreitung und Leserschaft bleiben vage. Soziale und historische,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Nathalie Grande, *Le roman au XVII^e siècle. L'exploration du genre*, Levallois-Perret 2018, 33.

² Monique Vincent, *Le Mercure galant. Présentation de la première revue féminine d'information et de culture 1672–1710*, Paris 2005.

kulturelle, literarische und buchgeschichtliche Kontexte, in denen sich der Aufstieg der »nouvelle« vollzieht, werden benannt, aber nicht weiterentwickelt. Die längste »nouvelle« des *Mercure*, die »Histoire singulière des deux amants calvinistes« (181–193), erscheint im Februar 1686 im Umfeld der Widerrufung des Edikts von Nantes. Es ist schade, dass die behaupteten Zusammenhänge zwischen Liebe, religiöser Propaganda, dem Aufkommen des Märchens und der Rolle des Königs nicht breiter entfaltet werden, zumal drei nicht ausführlich besprochene Illustrationen die Argumentation stützen sollen.

Der *Mercure galant* erscheint in einer etwas erzwungenen Aktualisierungsthese – gewissermaßen zwangsläufig – als Vorwegnahme der im Zuge von MeToo-Bewegung und Covid-Krise (196–197) angeblich neu ausgegebenen Botschaft »that women matter« (194). Der Vergleich mit Kolumnen wie »In Her Words« in der *New York Times* oder »The Lily« in der *Washington Post* (197) offenbart Steinberger zufolge nicht nur die unverändert bestehende und am *Mercure* verhandelte Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, sondern rettet auch Jean Donneau de Visé als Journalisten: »But the esteem he professes for women and his engagement on their behalf are evident in the pages of the *Mercure galant*, in *nouvelles* that depict women as unique individuals who have stories to tell, and who deserve to be heard« (199).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christoph Streb, *Radical writers and the media revolution in the late Enlightenment*, Liverpool (Liverpool University Press) 2024, 302 p. (Oxford University Studies in the Enlightenment), ISBN 978-1-83553-720-6, GBP 60,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Yves Citton, Saint-Denis

Les Lumières seraient-elles non seulement à l'origine d'un certain idéal de débat rationnel au sein d'une sphère publique dotée d'une relative autonomie par rapport aux pouvoirs gouvernementaux (comme le proposait Jürgen Habermas il y a un demi-siècle), mais aussi d'un activisme populiste permettant à des agitateurs narcissiques de faire le *buzz* en attisant les affects séditieux de publics faciles à manipuler? C'est cette question que pose avec une grande clarté le livre de Christoph Streb, en isolant au sein de la seconde moitié du XVIII^e siècle une catégorie spécifique d'écrivains-journalistes pour lesquels il reprend judicieusement le terme de »publicistes« (illustrés entre autres par les noms de John Wilkes, Simon-Nicolas-Henri Linguet ou Thomas Paine).

Ces publicistes se caractérisent par trois traits principaux: 1° ils mettent en avant leur personnalité en signant leurs prises de position et en exhibant leur vécu de persécuté en lutte pour la liberté du peuple (alors que les philosophes recourent principalement à l'anonymat ou à la discrétion dans leurs écrits les plus audacieux); 2° ils s'acquièrent une célébrité inédite en provoquant frontalement les pouvoirs en place (alors que les philosophes prennent généralement soin de ménager les puissants dans leurs déclarations publiques); 3° ils s'efforcent de mobiliser rapidement l'attention publique autour d'une cause particulière, souvent celle de leur propre liberté valant pour celle de tout le peuple (alors que les philosophes misaient davantage sur l'éducation progressive d'une population qu'il fallait éclairer avant de la mettre en mouvement) (4–5).

L'auteur précise que cette opposition entre philosophes et publicistes n'a pas pour vocation de classer les auteurs dans deux catégories étanches, mais d'aider à les situer dans un continuum reliant deux polarités extrêmes, rarement présentes sous forme pure. Rousseau se mettait largement en avant dans des œuvres qu'il signait, Voltaire mobilisait l'opinion pour des causes célèbres: l'un des intérêts du livre est de nous inviter à mesurer comment, dans chaque cas, les publicistes radicalisent certains potentiels déjà activés par les philosophes ou comment ceux-ci pouvaient occasionnellement se comporter comme des publicistes.

L'ouvrage s'organise en cinq chapitres très bien agencés, oscillant de façon permanente entre la France et l'Angleterre, avec quelques détours par le domaine germanique. Le premier chapitre



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(»Personal protest«) part du cas de La Chalotais qui publie en 1766–67 trois gros volumes pour se justifier des accusations portées contre lui (et pour contre-attaquer des notables scandalisés par ses révélations et calomnies), lançant une »Affaire de Bretagne« dont les journalistes parleront pendant des mois. C'est un certain style qui prend forme pour mettre en scène le politique à partir du personnel, dans des récits de persécution qui font place à l'intime, qui se revendiquent d'une position (souvent paradoxale) d'*outsider*, et qui donnent priorité au sentiment sur la raison.

Le deuxième chapitre (»Polemical activism«) montre que les armes principales des publicistes sont la provocation, le scandale, l'éclat et toute forme de communication éruptive conduisant à exacerber les polarisations polémiques. Il s'agit de faire saillance à tout prix, pour attirer sur soi (et sur sa cause) la quantité maximale d'une attention publique faisant déjà l'objet d'une économie très compétitive.

Le troisième chapitre (»Moral commitment«) analyse plus précisément l'articulation entre sensibilité morale et posture médiatique qui a permis de faire converger l'attention d'un certain lectorat sur quelques causes indissociablement personnelles et humanitaires (liberté, justice, anti-esclavagisme).

Le quatrième chapitre (»Popular authority«) creuse les exemples de Simon-Nicolas-Henri Linguet et de Thomas Paine pour réfléchir aux rapports complexes et ambigus qu'entretiennent les publicistes envers les pouvoirs politiques en place, à travers des jeux entrecroisés d'instrumentalisations toujours instables et explosives. L'auteur propose de voir dans la *popularité* de ces publicistes (*self-made men* devant leur célébrité à leur plume et à leur sagacité médiatique) une nouvelle forme d'autorité, désormais rivale de celle des gouvernants et se situant au point de jonction entre ce que l'on distingue habituellement par les adjectifs de »populaire« et de »populiste«.

Un cinquième chapitre (»Equal expression«) revisite la figure du publiciste en la déclinant sous des formes mineures (féministes, non-blanches ou de religions minoritaires), à partir de la trajectoire d'Olympe de Gouges, tandis qu'une conclusion ressaisit le contraste philosophe/publiciste à travers la métaphore de la flamme qui peut aussi bien apporter la lumière que le feu et en rappelant le rôle central joué par la notion de posture auctoriale (reprise de Jérôme Meizoz) dans les analyses proposées par l'ouvrage.

Les analyses des différents chapitres sont très bien étayées sur les travaux d'historiens et de théoriciens des médias récents qu'on pourrait qualifier de »post-habermassiens«. Sans chercher à réfuter les thèses principales relatives à l'émergence d'une »sphère publique« au XVIII^e siècle, ces travaux dépeignent les considérables impuretés qui ont marqué cette dernière dès ses origines (alors qu'un discours majoritaire en fait toujours des dégradations propres à une époque de déchéance). Le portrait des publicistes que Christoph Streb ajoute à ce corpus d'études appelle trois



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

remarques brèves, qui pointent à la fois ses qualités et des pistes de recherche qui pourraient en être tirées pour la suite.

D'une part, on ne peut qu'être frappé par les profondes résonances entre les critiques faites aux publicistes de l'époque, sur la base de leurs pamphlets et de leurs journaux, et les propos horrifiés de nos contemporains quant aux emballements affectifs de réseaux sociaux supposés inaugurer une ère »post-vérité«. D'autre part, et en continuité avec le premier point, on pourrait creuser davantage les liens entre postures publicistes et état d'esprit conspirationniste, soit pour montrer leur relative indépendance (le second n'ayant pris le dessus qu'au moment des épisodes révolutionnaires de 1789), soit pour souligner à quel point le récit de persécution popularisé par les publicistes implique dès l'origine la forme (plus ou moins développée) d'un complot tout puissant, contre lequel une victime s'élève héroïquement. Enfin, l'analyse des mécanismes éthico-rhétoriques qui ont fondé la popularité des publicistes (récits à la première personne, appel au sentiment d'injustice, exemplarité d'un sacrifice personnel) mériterait peut-être d'inspirer des agendas politiques progressistes actuels dont la noble foi en la flamme-lumière fait sous-estimer les incontournables réalités de la flamme-feu.

Sur ces trois points, la lecture de *Radical writers and the media revolution in the late Enlightenment* est vivement conseillée non seulement à toutes celles et ceux qui s'intéressent à la vie intellectuelle du XVIII^e siècle tardif, mais aussi aux esprits soucieux de réinscrire nos débats politiques actuels dans la perspective longue d'une archéologie des médias et d'une poétique du populisme.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.113014](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.113014)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Éric Suire, Catholiques, protestants, minorités religieuses en Europe (1500–1700), Bordeaux (Presses universitaires de Bordeaux) 2024, 294 p., ISBN 979-1030010503, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marc R. Forster, Connecticut

Éric Suire's study of religious developments in Europe in the sixteenth and seventeenth centuries provides an excellent overview of French language historiography in this field. The vast majority of works cited are in French, with some English language works and a smattering of studies in Italian, Spanish, and German. The focus on French works is in many ways salutary, since this book illuminates the originality, variety, and high quality of current French scholarship. Suire has written an overview of religion in this period, but many of the 19 chapters go into more depth on particular subjects, from the governance of the Papal States, to the conversion of Henry IV, and the experience of »renegades« and others living in the borderlands between Christianity and Islam. The focus is on Western Europe, especially France, Spain, and Italy. Eastern Europe and Scandinavia are not really discussed. A strength of the book is that Suire does not try to cover every subject and every region, but rather focuses on areas where there have been important recent studies.

The book is organized in five larger sections of three to five chapters each. The structure is loosely chronological. The first two sections examine the Protestant Reformation and the creation of a religiously divided Europe. The third section contains three chapters about Rome as the capital of the Catholic world. Part Four examines developments in France, England, and Spain, particularly in the seventeenth century. Part Five is entitled »Particularisms, dissidences, and minority groups«. This last section is quite diverse, examining Gallicanism, divisions within Catholicism, coexistence in Christian communities, the experiences of Muslims and Jews, and the »porousness of religious frontiers«. This last section highlights one of the overarching themes of Suire's study, that despite growing religious divisions, coexistence and toleration were common in everyday life, especially by the later seventeenth century.

This theme is found in Chapter 17, which looks at religious coexistence among Christians, with a focus on the Holy Roman Empire, the United Provinces, and England. Suire is correct about the decline of confessional conflict after the Thirty Years' War in the German lands, but here his limited use of non-French literature misses the extensive English and German language scholarship on this subject, although he does cite the excellent study of Augsburg by Étienne François from 1993. The section on England makes for an important argument that religious toleration grew there after the Restoration, but with severe limits on Catholic rights.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Confessional unity was in theory almost universal in Europe in the seventeenth century, yet Suire shows how on the ground religious diversity both persisted, for example in France after the Revocation of the Edict of Nantes (1685), or grew, as it did in Dutch and German cities. Suire also engages this theme in Chapter 18, about non-Christian minorities. Here the story seems less encouraging. Toleration of the Muslim minority in Spain gave way to persecution and expulsion in the early seventeenth century. The story of the Jewish communities of Italy, well researched in recent years, is one of the forced concentrations of the Jewish population in urban ghettos, with Venice and Rome as the models, and the end of Jewish life in the countryside and small towns. Suire is right to emphasize the diversity of Jewish life in Western Europe, from the small and impoverished (and barely tolerated) rural and small-town communities in Germany, to the wealthy Jewish merchants of Amsterdam. Here Suire's geographical choice limit his study, since the largest and most important Jewish communities in Europe were in Poland and Russia and in the Ottoman Empire and those communities are not discussed here.

Suire's book really shines when he engages particular issues that are the focus of French historiography. In Chapter 8, »Restoring the peace. The conversion of King Henry IV«, Suire argues persuasively that Henry understood exactly what he was doing when he took the »perilous leap« to convert to Catholicism in 1593. He examines the historiographical debates around the »sincerity« of Henry's conversion and how important political (and other »non-religious«) factors were in this decision. Quoting the historian Christian Desplat, Suire says that Henry was »neither a bigot nor a hypocrite«. Suire goes on to argue:

»Henry IV was above all the king of religious and political modernity. If he was not the precursor of *laïcité* as we conceive of it today, he knew, as a man and as sovereign, how to put into practice the disassociation of the public forum from the private forum in the matter of the freedom of conscience. His assassination plunged the French into disarray, arousing the fear of a return to the religious conflicts that had ravaged the kingdom for 40 years« (119).

This very French discussion, with its references to the hotly debated principle of *laïcité* – the exclusion of religion from the public sphere, a bedrock idea of Republican France – draws on a deep and sophisticated historiography of the period. On the one hand, the fact that Suire dedicates three chapters to the Papacy and Rome seems excessive. On the other hand, these chapters are another example of the kind of nuanced history this book offers. Chapter 9, on the Papacy itself, traces the complex evolution of the institution. Individual popes are given some significance, but this chapter is about the ways the institution of the Papacy evolved, gaining leadership of the wider Church in the sixteenth century, only to retrench as the ruler of an Italian state in the seventeenth century. One important finding here is that the cultural politics of the Popes in the aftermath of the Sack of 1527 were probably



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

more influential across Europe than political maneuvering or ecclesiastical reforms. Chapter 10 is about the governance of the Papal States. Governance practices there had a great influence over the rest of Italy, but Suire also points to the complexity of relations between the Papal government and local communities. Finally, Chapter 11 looks at how pilgrimage worked in Rome itself. Several studies have examined the origins of pilgrims and above all their experiences in Rome itself. Pilgrims stayed for weeks in Rome and an infrastructure of hostels and ways of feeding people developed in the city. Suire shows how meaningful these pilgrimages were for believers and how important they were for the reputation of the Papacy. Interestingly, more than a few pilgrims chose to stay on in Rome, making the city more diverse and dynamic than many other places in Europe.

Catholiques, protestants, minorités religieuses en Europe (1500-1700) provides a valuable survey of contemporary historiography in French. The book also has a strong narrative line, tracing the breakdown of Christian unity in the sixteenth century, with the accompanying theological and political conflicts, followed by the gradual decline of religious conflict and tension in the seventeenth century. Suire presents those trends, while insisting on the complexities and nuances within wider developments.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Ulrike von Hirschhausen, Jörg Leonhard, Empires.
Eine globale Geschichte 1780–1920, München
(C. H. Beck) 2023, 736 S., 44 Abb. farb., ISBN
978-3-406-80052-8, EUR 49,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Lora Wildenthal, Houston, TX

This is a well-written book of great erudition. Several books offering broad conceptual overviews of empires have appeared since the 1990s, when colonial studies began to take their current form. This book is unlike those others. It rejects typologizing as a tool for comprehending imperial rule; instead, von Hirschhausen and Leonhard argue for strong basic similarities among empires. It also rejects vast timelines, focusing only on the long nineteenth century through the First World War. Those bookends of eighteenth century revolutions and what that war unleashed suit the authors' focus on nationalist challenges to empires. The book makes its case through dozens of biographical narratives of individuals, some well-known (e.g. Pandita Ramabai, Mohandas Gandhi, Blaise Diagne) and others less so (Semën Semënovich Atarshchikov of the Caucasus, Bib Doda of Albania, Gustav and Louisa Kronfeld of New Zealand). There are high-level overviews, statistics, and good maps, but those individuals' stories are what bring the book's arguments to life. Each of the 22 chapters uses a common, compact structure: after a brief thematic introduction, a section narrates a detailed example drawn from one location, then the next one adds another example from a quite different location. Then comes the part that sums up how those examples illustrated the theme in question and layers on a third example, before a concluding section offers some comparative observations. Yet more, briefer illustrative examples are sprinkled throughout, creating a rich array of narratives that are closely tied to that chapter's theme and the authors' specific argument about it. In spite of its length, it is a page-turner. However, it may not be very successful as a teaching aid at university due to its length (over 600 pages). That is too bad, as students would enjoy reading this one, and it is to be hoped that it will be translated into English. Finally, the book uses examples of subjection to imperial rule from within Europe alongside those from Africa and Asia, without commenting on the decision to do so. This is an effective technique for creating a non-Eurocentric account that does not present imperial and colonial hierarchies as something linked historically only to Asia and Africa. The Ottoman, Habsburg, British, and Russian empires get the most space overall. Some important examples are drawn from the French and German colonial empires. The Portuguese, Spanish, Dutch, Belgian, and Japanese empires are mentioned more briefly.

Jane Burbank and Frederick Cooper sum up empire as a matter of »governing different people differently« (*Empires in World History* [2010], 184). Von Hirschhausen and Leonhard likewise tell us



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

that »ethnic variety« (»ethnische Vielfalt«) is the »fundamental characteristic« (»grundlegendes Kennzeichen«) of empire (13). They define ethnicity in terms of strategic action: as »a broad repertoire« (»ein breites Repertoire«) whose »decisive characteristic consisted in mobilizing and politicizing groups in contexts of cultural diversity« (»entscheidendes Kennzeichen bestand darin, Gruppen in Situationen kultureller Vielfalt zu mobilisieren und zu politisieren«) (18). A long-standing cultural element comes to the fore as the newly decisive criterion of belonging – possibly with life-or-death consequences. Ethnicization was sometimes an existing social reality and sometimes a recent, intentional creation. In either case, rulers instrumentalized ethnicity in order to bolster control, and the people they targeted responded. Ethnicization (of the economy, the military, the labor force, labor organizing, etc.) had effects that sooner or later outran actors' intentions. Von Hirschhausen and Leonhard demonstrate these processes across five fields of action: »conquering and developing infrastructure« (»erobern und erschliessen«), »ruling and negotiating« (»herrschen und verhandeln«), »believing and representing« (»glauben und repräsentieren«), »prospering and profiting« (»prosperieren und profitieren«), and »fighting and defending« (»kämpfen und verteidigen«).

Studded among the extensive empirical material are a number of interventions the authors wish to make. Above all, von Hirschhausen and Leonhard want to draw attention to the agency of people living under imperial rule. They want the reader to think in terms of people in specific places responding to the situations before them, rather than in terms of policies issued in distant capitals or abstract concepts. Postcolonial approaches, they claim, have exaggerated the power of imperial rulers and homogenized the colonial encounter into a too simple, two-sided scenario: all-powerful colonizers against the colonized united in profound oppression (61, 149). I am not sure that is a valid generalization about the scholarly literature, but they present agency and widely distributed forms of power well. Most of the portrayed individuals were intermediaries of some kind between imperial rulers and the populations those rulers sought to subject. Their stories remind us of the immense diversity of origins and statuses of people inhabiting the lands claimed by empires. (Intermediaries don't necessarily represent that diversity however; the vast majority lived by subsistence production or waged labor, but they are not individually portrayed.) These intermediaries were geographically mobile, had options, and exploited inter-imperial rivalries as they subverted rulers' schemes for taxation or military recruitment, for example. Some came from very humble backgrounds and were socially mobile, making and losing careers and fortunes as ethnicization worked for or against them. Their typically high degree of assimilation to imperial ways should not be read as an absence of criticism of imperial rule, nor should anti-imperial rebellion be assumed to reflect uniformity of opinion in those ranks about nationalist politics. There could be many reasons to obey or disobey, and these shifted as situations changed. Indeed, »situational« (»situativ«) is the authors' favorite word.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

They want readers to appreciate the »often unplanned dynamic« of empire in »its overall contradictoriness« (»häufig ungeplanten Dynamik und ihrer ganzen Widersprüchlichkeit«) (150). They want us to attend to the variety of outcomes and reject assumptions of inevitability. They point out an overall trend toward colonial wars embracing the goal of destruction as the nineteenth century turned into the twentieth, yet settler colonialism ought not be assumed to be genocidal. Rather, there were divergent outcomes of settler colonialism that can be explained by factors specific to that instance (60). They do not minimize the violence of empire, but they claim that bringing forward stories of cooperation and cultural assimilation in the context of ongoing strategic decisions by all parties brings us a truer account of nineteenth century empire.

Von Hirschhausen and Leonhard seek to present the »perspective of the subjected, colonized, and ruled«, »how these actors on the spot reacted to imperial tools of rule and strategies«, and how »they were sometimes able to transform these into opportunities for action and where the limits of such developments became visible« (»Perspektive der Untertanen, Kolonisierten und Beherrschten; wie diese Akteure vor Ort auf imperiale Herrschaftsinstrumente und Strategien reagierten; diese womöglich in eigene Handlungschancen umwandelten und wo die Grenzen solcher Entwicklungen sichtbar wurden«) (13). The other side of the same coin is to present the many barriers that imperial rulers faced, and the authors do this too. To intensify rule was, paradoxically, to blur boundaries between colonizer and colonized more; increased taxation led to increased evasion and increased demands for political rights; infrastructural achievements like the Suez Canal or Hejaz Railway became liabilities when workers or ethnicized groups staged globally visible actions there. This book skillfully shows us the dynamism and contingency of modern empires. As for whether short-term power could be parlayed into lasting strength over the longer term – well, we are still living in the longer term. Their richly informative, impressively executed book deserves a wide readership.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Lewis Wade, Privilege, Economy and State in Old Regime France. Marine Insurance, War and the Atlantic Empire Under Louis XIV, Woodbridge (The Boydell Press) 2023, 357 p., 24 fig., 35 tab., ISBN 978-1-83765-021-7, GBP 28,99.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Markus A. Denzel, Leipzig

Die Leidener, 2021 mit dem Boydell and Brewer Price der British Commission for Maritime History ausgezeichnete Dissertation von Lewis Wade untersucht die Institutionen des Seeversicherungswesens im Frankreich Ludwigs XIV. im Rahmen von dessen Bemühungen um internationalen Handel, den Aufbau eines außereuropäischen Kolonialreiches und wirtschaftliches Wachstum. Es handelte sich um ein Projekt der beiden führenden Minister, Jean-Baptist Colbert und seines Sohnes, des Marquis de Seignelay, die beide die herausragende Bedeutung des Seeversicherungswesens für Minimierung des Risikos bei der maritimen Expansion und den damit im Zusammenhang stehenden Investitionen erkannt hatten. Das gesamte Projekt ist in engem Kontext mit der Ausbreitung des Seeversicherungswesens in Nordwesteuropa seit dem späten 16. Jahrhundert zu begreifen, als dessen Zentren der Geschäftstätigkeit Amsterdam, London, Hamburg und eben Paris angesehen werden können.

Die Studie reiht sich ein in die in den letzten Jahren durchaus wieder wachsende Zahl an Untersuchungen, die die verschiedenen wirtschaftlichen, unternehmenshistorischen, aber auch gesellschaftlichen Aspekte des Versicherungswesens in den Blick nehmen, was für die Zeit bis zum 18. Jahrhundert eine Konzentration vorrangig auf die Seeversicherung bedeutet. Entwickelt im spätmittelalterlichen Italien aus antiken Traditionen zur Absicherung von Krediten im Seehandel, wurden die Seeversicherung und die damit verbundene Möglichkeit zur Minimierung des unternehmerischen Risikos sowohl in der Reederei als auch im überseeischen Handel zu einem der wichtigsten und innovativsten Katalysatoren der Europäischen Expansion zunächst im Mittelmeerraum und dann ab dem 15. Jahrhundert auf die außereuropäischen Kontinente. Als dann im 17. Jahrhundert die koloniale Expansion Frankreichs im großen Stil begann, rückte auch hier, wo der Abschluss von Seeversicherungsgeschäften vorher nur in Einzelfällen überliefert ist, die Seeversicherung in den Mittelpunkt kommerzieller Interessen, und hier setzt das Buch von Wade ein.

Der Autor untersucht die Entwicklung der 1668 gegründeten *Chambre générale des assurances et grosses aventures*, die 1686 in die *Compagnie générale des assurances et grosses aventures* überging und um 1710 ihre Tätigkeit einstellte. Ursprünglich als Zusammenschluss von privaten Seeversicherern angelegt,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sollte die *Chambre générale des assurances* privates Kapital akkumulieren, das dann zur Absicherung von Versicherungspolice dienen sollte. Seignelay etablierte dagegen am 6.6.1686 die erste privilegierte Handelsgesellschaft im Seeversicherungswesen überhaupt: 75 Gesellschafter sollten jeweils 4 000 livres tournois, d. h. insgesamt, 300 000 livres, als Stammkapital einbringen, doch während die frühere *Chambre* von privaten, im Seeversicherungsgeschäft engagierten Unternehmern geführt worden war, besaß nunmehr der Staat die leitende Funktion. Der staatliche Dirigismus sowie die zahlreichen Verluste an von der *Compagnie* versicherten Schiffen während der Kriege Ludwigs XIV. im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert, führten zu erheblichen internen Problemen der Handelsgesellschaft und zu umfangreichen Konflikten mit den investierenden Gesellschaftern, die schließlich zum Nieder- und dann zum Untergang der Gesellschaft führten. Mit dem Versuch, durch Privilegien und staatlichen Dirigismus einen allumfassenden Schutz für die französische (Handels)Schifffahrt zu bieten, gelangte das absolutistische System an seine Grenzen: Das hierfür erforderliche Risikomanagement mit den daraus resultierenden immensen Kapitalbedürfnissen wurde ihm weniger möglich, je weiter sich die Kriege und die maritimen Ambitionen des Königs ausdehnten. Das letztendliche Scheitern der frühen Institutionen zur Ausgestaltung des französischen Seeversicherungswesens stellt sich folglich als ein Grund dafür dar, dass Paris als Seeversicherungsmarkt im 18. und mindestens bis in das beginnende 19. Jahrhundert hinter seinen nordwesteuropäischen Konkurrentinnen London; Amsterdam und auch Hamburg zurückstand.

Wades Studie ist eine mit großer Quellen- und Literaturkenntnis und viel Liebe zum Detail gearbeitete Geschichte der Frühzeit des französischen Seeversicherungswesens, konzentriert auf die maßgeblichen Institutionen, das private geschäftliche Engagement in diesem immer wichtiger werdenden Sektor allerdings nicht ausklammernd. Soweit ersichtlich, umfasst der Band alle relevanten Aspekte der institutionellen Geschichte des Seeversicherungswesens in Frankreich in der Zeit Ludwigs XIV. und Colberts bzw. seines Sohnes. Es ist allenfalls ein wenig bedauerlich, dass der Autor sein Sujet nicht stärker in die Gesamtgeschichte des europäischen Seeversicherungswesens einbettet; letztere klingt zwar bisweilen an, könnte aber stärker berücksichtigt werden. Diese Kritik am Rande – mehr soll es nicht sein – darf aber nicht verschleiern, dass Wade eine sehr gut geschriebene, anschaulich gestaltete und äußerst informative Studie vorgelegt hat, die den Forschungsstand zum frühneuzeitlichen Seeversicherungswesen erheblich bereichert.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Florian Zwießler, Geistliche Fürsten und der Reichstag. Die Hochstifte Bamberg und Würzburg als Akteure der Reichspolitik Mitte des 18. Jahrhunderts, Berlin, Boston, MA (De Gruyter) 2023, 415 S., 2 Abb. (bibliothek altes Reich, 41), ISBN 978-3-11-124091-6, DOI [10.1515/9783111241586](https://doi.org/10.1515/9783111241586), EUR 89,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christophe Duhamelle, Paris

Les relations avec la Diète d'Empire pendant le règne du prince-évêque Adam Friedrich von Seinsheim à Bamberg et Wurtzbourg (1755/57–1779) occupent vingt mètres linéaires des archives de ces deux principautés (6) et la correspondance d'un seul représentant de Wurtzbourg à la Diète, rassemblée dans un fonds privé, couvre plus de 10 500 feuillets (167): deux nombres qui ne témoignent pas seulement du considérable travail documentaire effectué par l'auteur, mais surtout de l'importance pour les principautés ecclésiastiques, au XVIII^e siècle encore, de leur participation aux institutions d'Empire. Ces gisements archivistiques sont pourtant encore largement en friche et il faut donc saluer la parution de cet ouvrage, issu d'une thèse. Il examine avec une grande précision, sur une période assez courte (1746–1763, soit de la mort du prince-évêque de Bamberg et Wurtzbourg Friedrich Karl von Schönborn à la fin de la guerre de Sept Ans) les structures, les acteurs, les modalités et les inflexions de la politique impériale de deux principautés-évêchés souvent, mais pas toujours, en union personnelle, qui comptent parmi les plus grandes – 8 870 km² à elles deux (19), soit tout de même près du tiers de la Belgique actuelle – et qui, après les trois archevêchés-électorats, font partie des plus actives principautés ecclésiastiques à la Diète.

Ce travail minutieux et très informé confirme d'abord les renouveaux historiographiques sur la vivace activité de la Diète de Ratisbonne, lieu de conflit, plus rarement de décision, mais avant tout de contacts, d'influences informelles et d'intense circulation des nouvelles. La façon dont Bamberg mène une politique soutenue de persuasion et de publication pour recueillir, au niveau impérial, des appuis dans son interminable querelle avec le margraviat de Brandebourg-Ansbach au sujet de la direction du cercle de Franconie en est un excellent exemple. D'une manière générale, les différentes querelles de la période, abordées dans la dernière partie – l'affaire du calendrier en Hohenlohe, le projet d'élection d'un roi des Romains, le conflit entre le Wurtemberg et la chevalerie d'Empire, la réception des nouveaux princes à la Diète – acquièrent, vues sous l'angle de la politique menée par deux principautés à la Diète, une dimension nouvelle qui souligne l'interaction constante entre les niveaux local, territorial, inter-territorial (les cercles), impérial et européen. L'effacement souvent



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

postulé des principautés ecclésiastiques, réduites au rôle de clients des Habsbourg, en sort en partie révisé: l'implication, en tout cas celle de Bamberg et Wurtzbourg, est réelle et autonome et elle ne va pas sans frictions avec le représentant de l'empereur, en particulier sur les problèmes de rang (voir page 255 le texte assez cinglant d'un représentant des Habsbourg) même si l'alignement sur le camp autrichien pendant la guerre de Sept Ans est, quant à lui, rapide et sans failles.

Cette implication forte est exposée en détail dans les deux premières parties qui, au-delà du cas étudié, apportent de grands enseignements sur les rouages concrets du rapport entre princes et Empire, au cœur des institutions de chaque État d'Empire. Outre le prince-évêque, plus ou moins directement actif, son «référendaire secret» et, surtout, son représentant à la Diète, sont les personnages-clefs. Le fonctionnement, au rythme des départs de la poste, des relations et des instructions; la maîtrise à la Diète des procédures, des réseaux et des sociabilités (la note 62 page 71 donne un exemple de «bons procédés» sous forme de livraison de bons vins); la matérialité même des légations, de leur personnel, des lieux qu'elles louent à Ratisbonne: tout concourt à enrichir notre connaissance de cette institution qui vibre au centre d'une riche toile où convergent les bruits, les combats et les prétentions de tout le Saint-Empire.

Florian Zwießler parvient ainsi à démontrer quelle importance cruciale revêt la Diète pour ces deux importantes principautés-évêchés. Bien détaillée, la rémunération des envoyés est par exemple un indice de leur rôle éminent (77–79): elle est, et de loin, la plus élevée de tous ceux qui émargent au budget de ces princes (99). Bibra touche ainsi, comme envoyé à la Diète, 2000 florins par an de Bamberg, 2615 de Wurtzbourg, 475 du prince-évêque d'Augsbourg, sans compter quelques suppléments – en tout environ 15 000 livres tournois de ce temps, ou près de 4,7 kilogrammes d'or. Mais c'est aussi le portrait des acteurs principaux de cette politique impériale qui en révèle la véritable dimension – au long d'une copieuse addition de biographies individuelles qui peine toutefois à être une véritable prosopographie. Des hommes comme Egid Valentin von Borié, Johann Philipp Karl Joseph von Bibra ou Johann Philipp Karl Anton von Fechenbach mènent des carrières qui alternent et entremêlent les plus hauts postes dans différentes principautés territoriales (voire, en l'occurrence, des chapitres cathédraux), la participation aux institutions impériales et la représentation – souvent de plusieurs princes – à la Diète, ce qui leur permet d'acquérir un entregent et une extrême compétence dans le corps politique fractal du Saint-Empire et enrichit notre connaissance, déjà nourrie par plusieurs études, par exemple sur les juges à la Chambre de justice impériale, de cette «élite fonctionnelle professionnalisée de la politique impériale» (163) dont ils faisaient partie. Bien construit et précisément écrit, cet ouvrage offre donc, au-delà de son sujet, des enseignements importants sur les principautés ecclésiastiques dans l'Empire et sur la société politique impériale à une période charnière de son évolution. Il illustre de surcroît



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

l'apport considérable que les études de *Landesgeschichte* peuvent représenter pour l'histoire générale du Saint-Empire.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.3.113018](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.3.113018)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)